



Berlin, den 14. April 1900.

## Auferstehung.

Spät erst und noch fast zögernd naht dem deutschen Norden des Frühlings holder, belebender Blick. Vorsichtig späht er durch das strähnige Regenge-spinnst, findet keine Spur körnigen Eises mehr, nichts, was ihn ärgern, erkälten könnte, und lächelt der Erde, die in feuchter Sehnsucht des Weckers, des Befruchters wartet. Unter seinem Lächeln ergrünt sacht die Flur. Junge Grasshälmchen, Primeln und Krokus gräßen das Licht und die Fichten sehen, nebst anderem Zimmergrün, staunend, wie ein buntes Fädchen nach dem anderen in den Boden gestickt wird, der sich allgemach senzlich färbt. Auch im Holz regt sich nun. Wärmere Tropfen sind in den Stamm, in die Wurzel gesickert und haben gemeldet, daß der Winter geflohen ist. Oben recken die Zweige sich noch kahl in den lauen Dunst; aus dem Unterholz aber wagen sich schüchtern die ersten Blätter hervor und bald ist das Erwau, auf dem das Auge so lange ungetröstet weilen müßte; bling' oder froher stimmenden Frühlingsfarbe gewichen. Das ist unter unserem Himmel die schönste Zeit im Jahr; mit jedem Morgen bringt sie uns die Gewißheit, daß ringsum sich das Leben erneut, daß die an den undankbar scheinenden Boden verwendete Kraft nicht verschwendet war und daß dem tiefsten Winterschlaf ein Erwachen folgt. Solche Sicherheit labt den Menschen, der sein Leben hinschwinden sieht; soll ihm, der aus Erde ward und zu Erde wird, nicht auch der Lenz neue Kräfte, zu neuen Trieben den nährenden Saft bringen? Furcht und Hoffnung gebären den Glauben. Inbrünstiger beugten

die nordischen Heiden vor Freya und Ostara das Haupt, wenn die Sonne höher stieg und die Fruchtbarkeit wuchs. Und als Fren und Angelsachsen den Germanen das Christenthum übers Meer brachten, stieß keine Vorschrift auf so geringen Widerstand wie die, am Frühlingsanfang das Fest der Auferstehung zu feiern. Froher klang keine Botschaft: Alle werden zu einem zweiten Leben erstehen, die Guten belohnt, die Bösen bestraft und die üblen Wirkungen mangelhafter Menschengerechtigkeit von der Hand des höchsten Richters weggewischt werden. Die Rationalistenweisheit, die von der Auferstehung des Fleisches nichts wissen und Alles „natürlich“ erklären wollte, verklang ins Leere. Das Volksempfinden hielt sich an das große Symbol. Warum sollte des Menschen Sohn nur vom Starrkrampf erwacht sein, wie die Düstelnden meinten, und nicht vom Tode? Sind nicht Bäume, Gesträuch und Ager vom Tode erstanden? Und an dem Herrn der Schöpfung soll solches Wunder nicht möglich sein? Der tröstende Glaube überlebte den anthropocentrischen Wahn und erhellt noch heute die lange umdüsterten Seelen, wenn über den ersten grünen Schimmer hin, wie einst dem Kinde, die Osterglocke das süße Himmelslied singt: Christ ist erstanden!

Das Reich der Monomachen kennt unseren Frühling nicht. Es ist das Land der Ueberraschungen, das Land der Skythen und Hyperboräer Herodots, die, aus kaum noch findbaren Quellen getränkt, eines Tages sich der neuen Welt in einer islamitischen Einheit von achtzig Millionen Menschen enthüllten. In diesem Riesenreich giebt es keine sachten Uebergänge. Monate lang liegt es wie tot. Die dicke Eiskruste scheint alles organische Leben vernichtet zu haben; kein Bächlein, kein Halm ist zu sehen. Plötzlich, über Nacht, ein Krachen und Bersten: die entfesselten Wasser brausen wild aus den Betten und stürzen sich, wie im Donnerausch erster Freiheit, durch Feld und Wald. Wo gestern noch Schnee lag, blühen heute schon Blumen, hastig, als müßten sie sich beeilen, der kurzen Sommerpracht froh zu werden. Die Sonne, die sengende Tropensonne naht und bedroht alles Blühende mit frühem Welken. Da ist Ostern nicht das Fest der Begrüßung, sondern des Abschiedes, — eines fröhlichen: des Abschiedes vom Winter. Noch ist die Erde weiß und das Strauchwerk kahl, aber die Glocke kündigt das Scheiden der Zeit, wo der Bauer hinter verkitteten Fenstern auf dem Ofen kauern mußte. Jung und Alt, Arm und Reich säubert sich sorgsam, der elendeste Muskat striegelt und fettet das Haar und im besten Kleid gehts in die nächtliche Messe, um ja nur dabei zu sein, wenn der Priester im silbern glänzenden Messgewand den dreiararmigen, mit Blumen geschmückten Leuchter schwingt und zum ersten Mal

in die summende Menge ruft: Christ ist erstanden! Jedem, der die frohe Botschaft wiederholt, muß Jeder, der große Zar-Vater und der geringste Scharwerker, die Lippen zum Osterkuß bieten. Das ist dann ein Jubeln! Die grämliche Fastenzeit ist vorbei, bald werden wärmere Lüfte wehen, auf der schwarzen Fruchterde wird das Leben erwachen und dem Bettler selbst ein Stück Brot bescheren. Der Auferstehungstag des im Leiden geläuterten Geistes wird zum Menschenverbrüderungsfest. In der Nacht, da der Gerichtete sich aus der Verwesung Schoß entband, soll Keiner den Nächsten richten, soll Jeder der Stimme gehorchen, die dem Jünger befaß, siebenmal siebenzimal dem sündigen Bruder zu vergeben. . . Doch auf die Nacht folgt der Morgen, auf die Feierstunde mit ihrem Kerzenschein der Tag mit seinen Kämpfen um Nahrung und Glück. Wie die Blume, die das Nahen der dörrenden Sonne ahnt, so sputen sich auch die Menschen, ins Licht zu gelangen. Das Leben ist kurz: schnell nur erraffen, was die Kraft zu greifen vermag, schnell einen Vortheil erlisten, den in der nächsten Minute ein Anderer haschen könnte! Die guten Ostervorsätze wirken nicht lange. Und in den letzten, verhallenden Glockenton des süßen Himmelsliedes klingt schon wieder die alte Weise hinein, das bange Klagelied von dem Hader und Jammer der Menschen, die einander bedrängen, bedrücken, ausbeuten, überlisten, richten und strafen.

Dieser Gegensatz hat das Herz des Grafen Lew Nikolajewitsch Tolstoi mit Schrecken erfüllt. Seit manchem Jahr sah er am Osterfest die fröhliche Menschenverbrüderung, sah er gleich danach das Entbrennen der alten Kämpfe. Und er fragte die Freunde, fragte sich selbst: Wie ist es um die Seelen Derer bestellt, die heute küssen und morgen hassen, heute verzeihen und morgen richten? Glauben sie wirklich, in einer Stunde die Sündenfülle sühnen zu können, die sie ein ganzes Jahr hindurch so geschäftig häuften? Ist ihnen das Bekenntniß zu dem Gekreuzigten nur wie ein Amulet, das vor Ungemach schützt? So muß es wohl sein; sonst wäre das ganze Treiben nicht zu verstehen. Des Dichters traurige Augen, die wir von Njepins Bild her kennen, blicken langsam in die Munde. Prunkkirchen, deren Gemäuer die Last kostbarer Ornamente kaum zu tragen vermag; Säulen aus reinem Silber, Geräth und Schmuck in leuchtendem Gold; das Bild Marias, der gesegneten Magd, von Edelsteinen umrahmt; die Priester in schweren Brokatgewändern; dort der Pope, der jetzt so verückt sein Lied plärrt, lag gestern, der Menge ein Spott, vor Trunkenheit lassend in der Gasse. So sieht es auf dem Schauplatz des Gottesdienstes aus. Und die nach göttlicher Begnadung Lehrenden? Hier begafft eine Gruppe die Fahnen, die

Napoleons Heer fliehend in Rußland ließ. Fahnen aus blutiger Feldschlacht in einer Kirche, Siegestrophäen im Hause des Friedensfürsten! Dort, noch auf der Schwelle des heiligen Ortes, spricht Einer schon vom Geschäft, ein Anderer von dem Vergnügen, das er sich selbst und den Gästen am Abend bereiten will. Die Lippen gewähren sie Dem, der sie im Namen des Auferstandenen grüßt, dem zerlumptesten Strolch sogar, denn so will es die Sitte, von der ein Rechtgläubiger nicht weichen darf; ihre Seele verschließt sich auch dem Allernächsten. Jesus starb ja für sie, starb und erstand von den Toten; da Einer für Alle litt, für Alle in Ewigkeit lebt, ist es nicht nöthig, sich den Tag zu verkümmern. Die Beachtung der Formen und Formeln genügt. Weshalb sich mit der Frage quälen, welches Ziel der Menschheit gesetzt ward, welchem Endzweck sie zustreben soll? Schnell nur genießen; die Zeitspanne zwischen Frost und lähmender Hitze ist gar so kurz! Vielleicht kann man rasch eine Fabrik bauen, nach Gold graben, die Ernte eines ganzen Gouvernements schon jetzt auskaufen und im Herbst mit Vortheil losschlagen, eine Zeitung gründen, ein Buhlhäus errichten, Rennpferde laufen lassen. Das sind nützliche, dem Wohlstand erspriessliche Dinge. Den Dichter graufets. Er wendet den Blick von dieser weltgeschäftigen Christenheit, die man nie gelehrt hat, daß Erdenglück und Himmelseligkeit von Jedem, wie von dem Sohn der Jungfrau, durch leidvolle Opfer erkaufte werden muß. Zu ihrer Osterlust will er seines Wesens tieferen Ton nicht stimmen. Er träumt ein anderes Ostern, eins im Geist innerster Brüderlichkeit. Und er beschließt, mitten in das Getöse der Staatskirchenglocken sein schlichtes Menschenevangelium hineinzurufen.

Er hat es oft gethan, seit er den Ehrgeiz, ein Dichter zu sein, aus seinem Trachten riß. Welches Ziel konnte ihn auch noch locken? Als den mächtigsten Epiker, den stärksten plastischen Künstler unter den Lebenden hatten ihn huldigend längst die feinsten Europäer begrüßt. Alle Reize des Lebens, alle lauten und leisen Freuden, die der Weltruhm bringt, hatte er ausgekostet. Ihm war es ergangen wie jenem Jüngling, dessen Loos Goethe preist: aus vollen Bechern hatte er den Irrthum geschlürft; nun war der Becher leer und dem Irrenden kam die Besinnung. Was war er denn gewesen? Ein Lustfucher, Lustfinder, der nie gefragt hatte, ob seine Lust nicht Anderer Leid sei, nie bedacht, ob er den Wunsch der geheimnißvollen Macht auch erfülle, die ihn auf russischer Erde wachsen ließ. Und seine Bewunderer in der Heimath und draußen? Sie ergöhten sich an seiner Kunst, an der zwingenden Gewalt seiner Vorstellung; auf ihre Seelen wirkte er nicht. Er war ihnen ein Literat wie an-

derer Viteraten, nach deren Büchern man in müßigen Stunden greift. An diese Träger einer Kultur, die ihm im Kern verfault schien, konnte er mit seiner ernststen Lehre nicht heran. Zum Volk mußte er sprechen, zu den stummen Millionen, deren Sinn noch gesund, deren Herz der Mahnung zum Heil noch zugänglich ist und die selig sein werden, wenn auch ihnen endlich wieder ein Lehrer, ein gütiger Hirt naht. . . Ob nicht doch, unter der Bewußtseinschwelle, der Ehrgeiz sein Spiel trieb? Dieses Gewimmel hatte noch nie einem Dichter gelauscht; immer hatte es selbst sich sein Lied gesungen, zum Tanz, zum Krieg und zum Schlummer, und nur verwehte Töne aus der Weise erhascht, die Nekrassow durchs stille Schneeland stöhnte. Auch dem Siegreichsten winkte da ein höchster Triumph. Tolstoi erlebt ihn und braucht die Ekstase nicht zu bereuen, die ihn aus dem engen Revier des Gesellschaftspoeten trieb. Er ist eine Macht geworden, ein Gegenkaisar und Gegenpapst. Und nicht nur in seiner Heimath. Ueberall, bis in den fernen Westen, schaaren um seinen Namen sich gläubige Gemeinden. Und in seiner unsichtbaren Kirche sitzt neben dem Bauern der Aesthet, neben dem Grobschmied der Hirnerforscher. Er hat die im Geist Armen gewonnen und die Kultivirtesten nicht verloren. Das durfte kein Dichter bisher von sich sagen.

Seine Lehre ist nicht neu; und er ist stolz darauf, daß sie uralt ist. Die Menschen sind gleich geboren und sollen einander als Gleiche lieben, achten, vor Fährlichkeit schützen. Ihr Lebenszweck ist nicht, Reichthümer zu erwerben, in groben oder feinen Genüssen zu schwelgen und die Gattung fortzupflanzen, sondern, in stillem, frommem Sinnen ihre Seele, das beste Theil ihrer Menschheit, so zu läutern, daß sie nichts Anderes mehr begehrt, als „Schau zu halten“, wie Buddha die mönchischen Jünger lehrte. Zu solcher Sammlung stimmt den aus Fleischeslust Gezeugten am Besten das Leben auf dem Lande. Deshalb ist das Ziel: Jedem ein gleich großes Stück Land, auf daß Keiner übermüthig, Keiner neidisch werde. Die Macht entfällt dem, der sie hat, und dem, gegen den sie gebraucht wird. Deshalb muß Alles beseitigt werden, was eine Macht bilden, einen Druck üben kann. Und da von allen Großmächten die größte heutzutage das Geld ist: weg mit dem Geld! Gab es nicht glückliche Zeiten, die kein gemünztes Tauschmittel kannten? Die Regierung fordert die Steuer, sagt Ihr? Eine Regierung brauchen wir eben so wenig wie einen Grundherrschaft. Weiber Walten ist schädlich. Mag Jeder seine Scholle bebauen, nicht mehr säen und ernten, als er für sich und die Seinen braucht, dem Freunde treu sein, dem Feind vergeben: dann bedarf die Gesamtheit keines Herrn und keiner Herrschaft. Auch kei-

nes Richters. Regenten und Richter sollen ja doch immer nur die im Besitzrecht Wohnenden vor den Besitzlosen schützen. Die Brüderschaft der Gleichen, die nicht Schätze aufspeichern, nicht mit vergänglichen Gütern den Entbehrenden Tribut erpressen will, hat für sie keinen Raum. Die dieser Brüderschaft Angehörigen müssen künstliche Steigerung und künstliche Hemmung ihrer Lebenskraft meiden; kein Alkohol also, kein Tabak, kein Spiel und keine Kunst. Dem Unfrommen, der ihre rechte Wange schlägt, sollen sie die linke zu neuer Züchtigung bieten; dem wahrhaft Ueblen aber, das ihnen angesonnen wird, müssen sie um jeden Preis widerstreben. Sie dürfen nicht Richter, nicht Henker, nicht Soldaten sein; sündige Menschen sind sie allesammt und sollen sich nicht über andere Sünder zu Gericht setzen, nicht andere Menschen töten. . . Es ist schwer, in einer Welt des Industrialismus und Imperialismus von solcher Lehre ernsthaft zu reden. Wer sie im Herzen, nicht auf der Lippe nur, trägt, muß darauf verzichten, Reiche zu gründen, fernen Völkern Luxusbedürfnisse aufzuzwingen, Weltpolitik zu treiben und auf dem Markt die Wettbewerber zu unterbieten. Welche geheimnißvolle Gewalt wirkt diesem milden, christlichen Kommunismus, der von Johannes bis auf Jean Jacques und Saint-Simon so häufig von den verschiedensten Temperamenten gepredigt wurde, in der Diaspora heute noch eine Gemeinde? Ein großer Künstler läßt uns seine Vision miterleben. Das ist das Räthsel's Lösung. Freilich: Tolstoi würde sie nicht annehmen. Er will nicht als Dichter gelobt sein; als Reformator, als Reiniger der entweihten Kirche fordert er Gehör und Gefolgschaft. Den Tadel, der den Dichter trifft, wird er gelassen belächeln. Wer sich aber vermißt, mit dem Reformator zu hadern, ihn höhniisch etwa zu fragen, was in seinem Reich der Unthätigkeit denn aus dem Fortschritt der Menschheit werden soll, Der mag sich wahren. Fortschritt? Das Ideal liegt nicht vor, sondern hinter uns. Nicht zum Bau seiner Maschinen, zur Züchtung starker Willensmenschen sind wir berufen, sondern zum Dienst des Herrn, den wir im Elendesten unter den Elenden, da auch Dieser ja nach seinem Ebenbilde geschaffen ward, ehren müssen. Fortschritt! Dann erst, heißt es im Koran, sollt Ihr das Verlöschen des Weltlichtes fürchten, wenn eine Seele nichts mehr für die andere vermag.

Vermag sie noch Etwas? Der Dichter, der zum Bauern ward und zum Luther der griechischen Kirche werden möchte, hat die Frage nicht so nüchtern gestellt; die Antwort hat er ihr in seiner Osterlegende „Auferstehung“ gefunden. Vor Jahren erzählte ihm ein Freund, der Senator Konij, der Staatsanwalt und Oberprokurator des Reiches war, ein Erlebnis

aus seiner Praxis. Auf der Anklagebank hatte ein verkommenes Frauenzimmer gegessen. Der Zufall — an den Tolstoi sicher so wenig wie Wallenstein glaubt — fügte es, daß unter den Geschworenen, in deren Hand das Schicksal der Beschuldigten lag, der Mann war, der sie als Erster vom Pfade der Sittsamkeit weggelockt hatte. Er wurde den furchtbaren Eindruck nicht wieder los und entschloß sich, um zu sühnen, was noch zu sühnen war, der Entehrten, Geschändeten vor der Welt als Ehemann seinen Namen zu geben. Aus dieser kleinen Geschichte hätte der Abbé Prévost eine zärtliche, Maupassant eine satirische Novelle gemacht. In Tolstois Geist wuchs sie zu einem Gedicht von der Menschheit Schwäche und Noth. Ein empfindlicher Nerv war berührt. Früher, als ihm, dem ehemaligen Offizier, der Sinn des Krieges mit all seinen Schrecken, seiner entsittlichenden Glorie vor die Seele getreten war, brachte das Epos „Krieg und Frieden“ seinem empörten Gefühl Befreiung; greifbar, als ereignete sich jeder Vorgang in unserem Gesichtskreis, stand da vor uns ein Volk, ein Heer, eine in der Europäergeschichte wichtige Epoche. Jetzt war ein Beispiel irdischer Gerichtsbarkeit gegeben worden. Hat nicht Alexander Herzen gesagt, der Historiker des Zarenreiches habe meist mit Sträflingen zu thun? Und ist es nicht ein gutes, Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk, Richtern und Gerichteten einmal Herz und Nieren zu prüfen und bis in die stinkenden Wankenwinkel den Unglücklichen nachzukriechen, die eines Tages der Arm eines Büttels packte und aus warmem Leben riß? Dostojewskijs Totenhausgeschichten hatten eine Reform des Strafvollzuges für die Verurtheilten bewirkt; Raschkinow und Porphyrius hatten den nicht völlig von kurulischem Größenwahn geblendeten Anklägern und Richtern den Inquisitorengeist ausgetrieben und einer Modernisirung des Strafverfahrens den Weg geebnet. Solchen Erfolg würde der Slavenapostel von Zasnaja Poljana nicht gering anschlagen. Aber er wollte mehr. Seine assoziative Kraft ließ ihn sofort erkennen, daß hier die Gelegenheit zur Schlussabrechnung mit einer Gesellschaft, einer Menschheitskultur gegeben war, die über Trümmerstätten und Leichenhaufen hinweg einem Irrlicht nachjagt. Die wundeste Stelle im Wesen der gepriesenen Civilisation konnte er entdecken und so deutlich zeigen, daß die Trunkenen zur Besinnung kommen und vor dem Schreckbild zu sich selbst sprechen mußten: Dieses bist Du! . . . Die Wehen dauerten lange und noch jetzt scheint das Buch nicht beendet. Diesmal ist wohl nicht, wie bei „Anna Karenina“, die nie ganz befriedigte Gestaltungssehnsucht des Künstlers, die den Abschluß der Arbeit hinauszögerte. Tolstoi hat über sein Thema so viel zu sagen, daß es ihm schwer werden mußte, die drängende Fülle irgendwo einzudämmen, das Weltbild in das Gehäuse eines Romans zu sperren.

Die Technik des Romans galt ihm so wenig wie Dostojewskij, in dessen Spur er jetzt zum ersten Mal einhererschreitet. Er erzählt, springt in die Vergangenheit seiner Geschöpfe zurück, schildert, wie ein Geschichtsschreiber, in ein paar Sätzen ein ganzes Leben, giebt den vorüberhuschenden Gestalten einen Steckbrief oder ein Leitmotiv mit und läßt uns niemals allein. Es ist die Art der klassischen Erzähler, die den Leser auf Schritt und Tritt begleiten, ihm die neu in die Handlung Eintretenden vorstellen und immer in ihrer Helden Nähe Wacht halten. Diese Methode, die von unseren Modernisten bespöttelt wird, war hier nicht zu vermeiden; denn der Dichter will uns seine sittliche Vorschrift einhämmern, in jedem Augenblick uns auf die Stellen stoßen, die er für bedeutsam hält. Doch seine Theorie und Theologie kennen wir schon und lauschen nur noch zerstreut der Wiederholung. Der urchristliche Aftet, der von der Wissenschaft Nutzen sonst nichts hören will, schwört noch immer auf den Spencer der fünfziger Jahre, den Agrarkommunisten, und auf Henry George. Welches Glück, daß in dem Soziologen und Reformator der Dichter nicht starb! Sobald er sich zu dem Herrgottswerk herabläßt, Menschen lebendig zu machen, hat er uns in seinem Bann. Da ist Alles echt, jeder größte und kleinste Zug aus der Anschauung entstanden und nirgends färbt, weder im Schloß noch in der Spelunke, der leiseste falsche Ton. Zu dicht drängt sich die Masse, als daß es möglich wäre, dem Einzelnen fest ins Gesicht zu sehen. Nur die Stockwerke dieses Gesellschaftsbaues kann der Blick des aus dem Bannkreis Geschiedenen noch übersiegen. Oben, bei Wein, Karten, galantem Getändel, Sport und mondäner Andacht, die Herrenkaste, die Leute, die das Land und das Geld besitzen und sehr stolz auf ihren westeuropäischen Firniß sind. Unten der arme Haufe; nicht so edel wie bei den der Wirklichkeit fremden Romantikern, aber nicht im Genießen verderbt und durch die Hygiene der Noth vor den Luxuslastern bewahrt. In der Mitte die geistliche und weltliche Beamtenchaft, deren Aufgabe ist, die Ruhe der Machthaber zu sichern und den Böbel im Zaum zu halten, die Knechte der Herren und die Tyrannen des Haufens zu sein. Von den drei Parteien kennt keine die andere. Da zieht eine Fügung aus dem schönsten Stockwerk einen Durchschnittsbedelmann ins Gewimmel hinunter; er sieht, erkennt, was kein Abdruck ihn träumen ließ, — und kann sein Leben nicht weiterleben. Fürst Nechljadow, einer von den russischen Adelligen, die seit Turgenezs Tagen bestimmt sind, Nihilisten zu werden oder „ins Volk zu gehen“, findet das Mädchen, das er als Lieutenant einst in brünstiger Wallung verführt hat, auf der Anklagebank wieder. Katharina Mas-



Iowa ist zur Lusthausdirne geworden. Was sollte sie thun? Sie war geächtet, weil sie sich im Haus ihrer Wohlthäterinnen mit dem jungen Herrn vergangen hatte, der Nothpfennig war ihr bald abgejagt und Arbeit gab es für sie nicht. Arbeit! Mit diesen Augen, dieser weißen Haut, dieser straffen Brust? Wohin sie auch kam: die Männer wollten immer das Selbe. Am Ende ergab sie sich drein. Und nun war sie vogelfrei, eine Ausgestoßene, der man nicht eine Silbe glauben, der man jedes schändlichste Verbrechen zutrauen darf. Und Nechljudow soll sie als Geschworener richten. Da erwacht er und sieht ins Leben. Sieht, wie Andere richten, in der untersten und in der höchsten Instanz, wie die feierlichste, erhabenste Handlung zu einer Routineleistung erniedert wird, einem Alltagsgeschäft, dessen Ausführung von der Laune überreizter, verärgelter kleiner Menschen abhängt. Ist's nicht bloßer Zufall — oder, richtiger: Folge der äußeren Lebensumstände —, daß Dieser auf dem Richterstuhl und Jener auf der Sünderbank sitzt? Ohne väterliche Sorge und Familienvermögen wäre Dieser ein Lump, in einem behaglichen Heim wäre Jener ein guter, in Würden ergrauter Bürger geworden. Nie ist gegen das in der Toga thronende Unrecht ein so furchtbarer Streich geführt, nie in solcher Flammenschrift die Naturgeschichte der europäischen Justiz geschrieben worden. An seinem Opfer kann Nechljudow das Verbrechen nicht sühnen. Das Mädchen, dem er werbend bis nach Sibirien folgt, will sein Opfer nicht, will nicht, nachdem es ein Instrument des Vergnügens war, dem seinen Herrn ein Instrument der Läuterung werden. Aber der feine Herr findet Besseres. Er entwöhnt sich, nicht ohne Qual, des leeren Gesellschaftslebens, verzichtet auf alle anmuthig einflussende Nichtigkeit der Kultur und macht sich auf, im Geist des Galiläers der Menschengemeinschaft zu dienen. Diesen Weg wies ihm die gebrandmarkte Dirne. So viel vermag auch die dürftigste Seele heute noch für eine andere.

... Ein russisches Evangelium? Nein: ein Weckruf an die entschlummerte Menschheit. Unser Klima kennt nicht den jähen Wechsel des Skythensreiches, nicht die Menschen, die sich in Ekstase, ohne Hemmung und blind, ins Ungewisse, in ein Martyrium stürzen. Dennoch sollte jeder Deutsche Tolstois Osterbuch lesen und daraus lernen, wie leicht das ganze Gewebe des Kulturwahnes zerreißt, wenn eine Masche gelockert ward, und wie an dem schlichtesten Erdenbewohner sich das Wunder der Auferstehung erneuen kann.



## Herbert Spencer und der Sozialismus.

Im Laufe dieses Jahres feiert Herbert Spencer seinen achtzigsten Geburtstag. Wenn einem Mann von seiner Gedantentiefe und seiner literarischen Aufnahme- und Schaffensfähigkeit eine so lange Lebensdauer beschieden ist, so muß Das in jedem Lande als eine besondere Günst des Schicksals empfunden werden. Es dürfte wohl — wenn überhaupt — nur wenige Menschen geben, die das Wissen unserer Zeit im selben Maße beherrschen. Und er hat sein ungeheures Wissen in den Dienst einer durch keinerlei Rücksichten beengten Wahrheitsliebe gestellt.

Wenn er trotzdem in Deutschland nicht viel gelesen wird und, obgleich viel genannt, doch wenig gekannt ist, so liegt Das zunächst an dem großen Umfang seiner Schriften, dann aber zum guten Theil auch daran, daß sein Stil Schwierigkeiten bietet, die die deutsche Uebersetzung nicht zu überwinden vermocht hat; ferner an einer gewissen Breite seiner Darstellung und an einer für den Leser unbequemen Neigung zu Wiederholungen, die das Durcharbeiten seiner Schriften beschwerlicher macht, als es die Sache selbst mit sich bringt.

Man begnügt sich meistens mit Referaten und Citaten und es ist schon viel, wenn man weiß, daß von ihm, außer verschiedenen anderen Schriften, ein „System der synthetischen Philosophie“ in elf Bänden erschienen ist, das im ersten Band „Die Grundlagen der Philosophie“, im zweiten und dritten „Die Prinzipien der Biologie“, im vierten und fünften „Die Prinzipien der Psychologie“, im sechsten bis neunten „Die Prinzipien der Soziologie“, im zehnten und elften „Die Prinzipien der Ethik“ behandelt. Ferner pflegt man von ihm zu wissen, daß er selbst seine Anschauungsweise als Entwicklungsphilosophie bezeichnet; daß er also die von seinem großen Landsmann Darwin in Bezug auf die Entwicklung der Pflanzen- und Thierwelt vertretene Auffassung auf alle Gebiete des Werdens übertragen hat, darunter auch auf die Ethik. Vielleicht auch noch, daß er in der Erkenntnistheorie zwar Kant nah steht, aber einem einseitigen Idealismus eben so wenig wie einem einseitigen Materialismus huldigt, sondern einen vermittelnden Standpunkt vertritt. Dagegen scheint die Zahl Derer, die sein Hauptwerk selbst gelesen oder auch nur in den Händen gehabt haben, in Deutschland nicht übermäßig groß zu sein.

Und doch sind seine Schriften reich an Ausführungen über die bewegenden Probleme der Gegenwart, über Probleme, zu denen ein Jeder Stellung nimmt, freilich in der Regel mit mehr Leidenschaft als Einsicht. So bespricht Spencer im vierten Bande der „Prinzipien der Soziologie“ die soziale Frage, die Frage des Ewigen Friedens und die Beziehungen zwischen Kriegswesen und Kultur und weist dabei auf Gesichtspunkte hin, die in der öffentlichen Diskussion dieser Fragen zum Theil nur ungenügend, zum Theil gar

nicht in Betracht gezogen zu werden pflegen. Mit den zur Beurtheilung dieser Fragen nöthigen Vorkenntnissen, so weit Soziologie, Psychologie und Ethik sie bieten können, ist vielleicht unter allen Lebenden keiner besser ausgerüstet; und darum dürfte es nützlich sein, Spencers Standpunkt in einer dieser wichtigen Fragen näher zu untersuchen. Ich beschränke mich hier auf sein Verhältnis zu den modernen sozialistischen und kommunistischen Bestrebungen.

Spencers Einwände lassen sich in folgender Weise zusammenstellen: Erstens, daß diese Ideale nur auf Kosten der individuellen Freiheit durchgeführt werden können, was ihm einen sozialen Rückschritt bedeutet. Zweitens, daß ihre Verwirklichung zur Entwicklung einer neuen Aristokratie und einer größeren Kluft zwischen der neuen herrschenden Klasse und der beherrschten Menge führen müsse, als sie bisher je bestanden habe. Drittens, daß die heutige, im Großen und Ganzen noch von roher Selbstsucht geleitete Gesellschaft sich nicht auf einmal in eine von den Gefühlen der Brüderlichkeit erfüllte Gesellschaft umbilden könne, wie sie zum Bestande des sozialistischen Idealstaates nöthig wäre. Und viertens, daß die der sozialistischen Theorie entsprechenden Einrichtungen, wenn sie überhaupt längeren Bestand haben würden, eine allmähliche Verschlechterung der Rasse herbeiführen müßten.

Der Sozialismus, so meint Spencer, verlange, daß der Staat vermittels einer bürokratischen Regulirung die Erwerbsarbeit aller seiner Bürger leite und für ihren Lebensunterhalt Sorge trage\*). Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Sicherung zweckmäßigen Zusammenwirkens würde in dieser arbeitenden Organisation gerade wie in einer Heeresorganisation unverbrüchlicher Gehorsam erforderlich sein; und dieser Gehorsam würde durch Strenge erzwungen werden müssen. Ein Fortschritt liege aber nicht in der Richtung erzwungenen Handelns, wobei Jedem vom Staat sein Platz und seine Pflichten zugewiesen werden, sondern in der Richtung des freiwilligen, auf Vertrag gegründeten Zusammenwirkens. Spencers Ideal einer Gesellschaftsordnung ist, daß „Jeder mit dem freien Ausleben seines eigenen Wesens nebenbei auch die Funktion einer sozialen Einheit erfülle und daß Jeder dadurch, daß alle Anderen das Selbe thun, befähigt werde, sein eigenes Leben zu leben.“ Die im Beginn der sozialen Entwicklung auftauchende und während ihrer auf einander folgenden Perioden immer mehr in den Vordergrund tretende Frage scheint ihm zu sein: Wie weit gehört Jeder sich selbst und bis zu welchem Maße ist er Eigenthum der Anderen? Praktisch genommen, habe es geringe Bedeutung, von welcher Art diese Herrschaft der Anderen sei: ob das Bestimmungsrecht eines Monarchen oder einer Oligarchie, einer demokratischen Majorität oder einer kommunistischen Organisation. Für jeden Einzelnen handle es sich

\*) S. Spencers Aufsätze „Spezialisirte Regierung“ im zwölften Band der „Zukunft“ (13. und 20. Juli 1895)

nur darum, wie weit er gehindert werde, seine Fähigkeiten für sich, und wie weit er gezwungen werde, sie für Andere zu verwerthen. Wie die Macht beschaffen ist, die ihn hindert oder zwingt, sei gleichgiltig. In dem selben Maße, in dem das Zusammenwirken aufhöre, zwangsgemäß zu erfolgen, werde es freiwillig. Die gewöhnliche Betrachtung ergebe, daß sowohl die politischen und kirchlichen als auch die industriellen Regulirungen an Zwang einbüßen, je höher man von niedrigeren Typen der Gesellschaft aufsteige: das modernste industrielle System sei das, unter dem der Zwang auf sein Minimum reduziert sei. Obgleich der heutige Arbeiter häufig erbarmungslos von den Umständen gezwungen werde und oft keine Wahl habe, andere als harte Bedingungen einzugehen, so werde er doch nicht von einem Herrn zur Annahme dieser Bedingungen gezwungen. Diese Hochschätzung, wenn nicht Ueberschätzung, einer bloß formalen Freiheit ist für die englische Anschauungsweise im Gegensatz zur deutschen charakteristisch.

Daß die sozialistische Bewegung gerade in Deutschland so große Dimensionen angenommen habe, erkläre sich daraus, daß militärische, civile und industrielle Zwangsorganisation ihrer Natur nach wesentlich das Selbe seien. In Deutschland sei schon vor 1870 ein hoch entwickeltes militärisches System heimisch gewesen und seitdem habe es sich noch weiter entwickelt. Das militaristische Eigenthumsrecht des Staates an den Unterthanen erstreckte sich selbst auf solche Deutsche, die außer Landes gegangen seien. In Folge des in Deutschland eingebürgerten militärischen und halb absolutistischen Geistes sähen seine Bewohner ein bürokratisches Regime beinahe als selbstverständlich an und könnten sich ein anderes kaum vorstellen. Das sozialistische Staatsideal sei eine Form des bürokratischen Regimes: daraus erkläre sich die Stärke der deutschen Sozialdemokratie. Im Gegensatz zum sozialistischen Ideal möchte Spencer aber die dem Militarismus entstammende Zwangs Kooperation mehr und mehr durch die freiwillige Kooperation verdrängt wissen. Die erfolgreichste Form der Arbeitorganisation und die beste Garantie einer gerechten Vertheilung des Einkommens dünken ihn Arbeitgenossenschaften, in denen die Arbeiter selbst Eigenthümer der Produktionsmittel wären, sich selbst regierten und gegen Stücklohn zusammen arbeiteten. Komplizirtere Stückerarbeit, zum Beispiel beim Maschinenbau, müßten Gruppen einzelner Mitglieder von der Genossenschaft übernehmen. Die Schwierigkeit der Ausführung verkennt er nicht. Denn Alles hänge davon ab, solchen Unternehmungen eine intelligente und ehrliche Leitung zu sichern, ohne daß die innere Harmonie darunter leide. Dagegen würde das System viele Schwierigkeiten beseitigen, an denen die jetzigen Genossenschaftssysteme leiden, wo Zeitlohn gezahlt wird. Bei diesen werde, mit Rücksicht auf die verschiedene Leistungsfähigkeit der Arbeiter, Jeder einer Lohnklasse zugetheilt, — eine Quelle von Unzuträglichkeiten, da eine allgemeine Abstimmung in der Regel unthunlich sei und die Entscheidung durch aufgestellte Ver-

travensleute dem Vorwurf der Willkür selten entgehe. Das wäre bei Stücklohn ausgeschlossen; und daß in den kapitalistischen Wirtschaftsverhältnissen nur allzu begründete Vorurtheil der Arbeiter gegen Stücklohn würde hier nicht mehr am Platz sein. Denn der Stücklohn würde vom Genossenschaftskomitee festgesetzt werden, das die selben Interessen habe wie die übrigen Arbeiter. Jedes Mitglied würde auf die Arbeit so viel Energie verwenden, wie ihm beliebt, und so viel Geschicklichkeit, wie es besitzt, und erhielte die volle Gegenleistung für seine Arbeit, ohne weiteren Abzug als den aliquoten Theil der Administrationkosten. Eine Arbeitsaufsicht, um der Trägheit zu steuern, würde nicht nöthig sein und damit die Beseitigung einer wichtigen Ursache von Verstimmungen, Zwistigkeiten und Kosten wegfällen. Die Regierungsfunktionen des Genossenschaftskomitees wären sehr gering. Höchstens die Qualität der gelieferten Arbeit könnte zur Beanstandung und Uneinigkeit führen. Damit sei dann das geringste Maß von Zwang erreicht, das mit gemeinschaftlicher Arbeit verträglich ist: jedes Mitglied der Genossenschaft ist in Bezug auf die Arbeit, die es leistet, sein eigener Herr. Spencer ist der Meinung, die bisherige industrielle Organisation, so weit sie auf Lohnarbeit begründet ist, würde nicht fähig sein, der Konkurrenz dieses neuen Systemes zu widerstehen. Je erfolgreicher solche Genossenschaften sein würden, desto mehr würden die Arbeiter sich zu ihnen drängen; sie würden in der Lage sein, die besten Arbeiter aufzunehmen, während die Arbeiter von geringerer Leistungsfähigkeit als Lohnsklaven der Unternehmer weiter arbeiten müßten: und so würden die besseren Arbeiter auf Kosten der schlechteren zunehmen.

Die besten industriellen Einrichtungen verlangen aber auch das beste Menschenmaterial; und so bleibe immer noch die Schwierigkeit, eine ehrliche und geschickte Verwaltung zu finden. Aber auch wenn diese Schwierigkeit beseitigt wäre, könnten solche Genossenschaften noch durch Meinungsverschiedenheiten der Beamten untereinander oder durch Eifersüchteleien zwischen Handarbeitern und Kopparbeitern gefährdet werden. Die geringe Kapitaldotirung solcher Unternehmen im Vergleich zu den Riesennitteln der modernen Aktiengesellschaften scheint Spencer nicht für bedenklich zu halten, doch läßt er sich darüber leider nicht aus.

Was nun die Entwicklung einer neuen Aristokratie betreffe, so erfordere die Verwirklichung des sozialistischen Ideals einen ungeheuren, künstlich gegliederten Verwaltungsmechanismus mit verschiedenen Gruppen hinauf bis zu einer centralen Autorität. Diese allmächtige Organisation, die im Namen und Auftrag der Gemeinschaft über alles Kapital, allen Grund und Boden, die Verkehrs- und Beförderungsmittel und alle polizeiliche und militärische Macht verfüge, werde sich aber unvermeidlich auf Kosten der Beherrschten Vortheile verschaffen. Würde sie doch von Männern gebildet werden, die,

obgleich von dem selben aggressiven Egoismus wie die Arbeiter, jeder höheren Kontrolle entzogen sind. Daß sie aus Wahlen hervorgingen, würde auf die Dauer nicht genügen, sie in Abhängigkeit von ihren Wählern zu erhalten, da selbst eine kleine Organisation einer größeren, nicht organisierten Menge stets überlegen sei. Damit würde die Grundlage einer Aristokratie geschaffen, die, einmal konsolidiert, mächtiger sein würde als irgend ein ähnliches historisches Gebilde früherer Zeiten. „Natürlich“, so schließt Spencer diese Ausführungen, „wird das Alles keinen Sozialisten dahin bringen, einen solchen Ausgang für möglich zu halten. So wenig der eifernde Anhänger eines religiösen Bekenntnisses, dem ein verhängnisvoller Eimwand entgegengehalten wird, daran zweifelt, daß es schon eine Widerlegung geben werde, auch wenn ihm keine solche einfällt, oder genau so wenig ein Verliebter, der von einem Gebrechen seiner Angebeteten erführe, dazu gebracht werden kann, nächstern zu überlegen, welche Folgen daraus in der Ehe entstehen werden: eben so wenig wird auch der Sozialist, der in seinen Plan verliebt ist, auf eine solche Kritik hören wollen oder ihr irgend welches Gewicht beilegen.“

Das sozialistische Ideal setzt nach Spencer eine höhere ethische Entwicklung voraus. Wenn, sagt er, die Sozialisten hoffen, durch ein administratives Taschenspielerkunststück eine Gemeinschaft — den „Zustandstaat“ — organisieren zu können, in der selbstsüchtige Menschen sich selbstlos benehmen sollen, und wenn sie mit den Wirkungen der Güte rechnen, ohne sich um das Vorhandensein dieser Güte selbst zu bekümmern, so betreiben sie eine soziale Alchemie, die aus unedlen Naturen edle Handlungen ziehen will. Um die Ungeheuerlichkeit dieser Illusion anschaulich zu machen, zählt er eine Auslese von Thatfachen auf, die, wie ihm scheint, den inferioren Zustand der politischen und gesellschaftlichen Moral in den hauptsächlichsten Kulturländern, England, den Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich hinreichend beleuchten: in Deutschland unter Anderem die Ausstoßung von Offizieren, die das gesetzlich verbotene Duell ablehnen, in Frankreich den Ordensschwindel und den Panamastrandal. Er resumiert seine Kritik der französischen Moral mit den Worten: „Also selbst unter den erlesenen Männern, die berufen sind, den Staat zu leiten, verbrecherisches Gebahren; selbst unter den Gebildeten, die die öffentliche Meinung beherrschen, eine verwerfliche Handlungsweise: und da soll die Nation als Ganzes durch eine bloße Reorganisation ihren Charakter so gründlich verändern, daß aus böswilliger Selbstsucht selbstlose Güte wird?“ Auch England schont er nicht. Alle seine Ländererwerbungen und Eroberungen seien auf niedrigen Egoismus zurückzuführen. Die Mittel seien einfach und stets die selben gewesen: die Bibel und Granaten! Die erfolgreiche Gewaltthat wird in der Heimath mit Ehrentiteln und Dotirungen belohnt. Ein Forschungsreisender, dem fremdes Menschenleben nichts bedeutete, wurde von allen Klassen als Held

gefeiert. „Englische Macht“, „englischer Muth“, „englische Interessen“ seien in Aller Munde, aber an Gerechtigkeit denke Keiner. Noch viel schlimmer sei es mit der nordamerikanischen Union bestellt.

Sein vierter Einwand — Verschlechterung der Rasse — geht von der Forderung der Sozialisten und Kommunisten aus: „Jeder nach seiner Fähigkeit, Jedem nach seinen Bedürfnissen!“ Verpflanze man dieses Gesetz der Familie in die Gesellschaft, so müsse sie ohne Weiteres zerfallen, weil ihre werthloseren Mitglieder überhandnehmen und die werthvollsten verschwinden würden. Denn die erfolgreichere Thätigkeit der Begabteren würde dann nicht mehr zu einer besseren Fürsorge für ihre eigenen Nachkommen führen als für die der minder Begabten. Hingegen sei, so weit das mit geringerer Leistungsfähigkeit verknüpfte Elend nur freiwillig, aus Sympathie, gelindert werde, nicht zu befürchten, daß die besser Gestellten sich bis zu dem Grad ihrer eigenen Mittel entäußern würden, daß sie dadurch außer Stand gesetzt wären, ihren eigenen Nachkommen eine bessere Erziehung zu geben, als die Nachkommenschaft der weniger Begabten erfährt. Daher die Forderung der Kommunisten und vorgeschrittenen Sozialisten, die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu lösen und die Kinder der Pfllege des Staates zu überlassen. Und doch sei von den niedrigsten Formen des Lebens bis zu den höchsten die Methode der Natur stets die gewesen, die Fürsorge für die Jungen den Erwachsenen zu übertragen, die sie erzeugt haben, — eine Fürsorge, die, bei den niedrigen Organismen nur schwach entwickelt, sich um so ausgebildeter zeige, je höher man in der Thierreihe emporsteige.

Gegenüber diesem Einwand Spencers liegt die Entgegnung nah, daß auch die jetzige Vertheilung des Einkommens weit davon entfernt ist, eine vom biologischen Standpunkt aus zweckmäßige Auslese zu bewirken. Das ist freilich aber auch kein Grund, sie noch unzuweckmäßiger zu gestalten.

Wenn Spencer meint, daß die Sozialisten für irgend welche Einwände gegen ihre Theorie unzugänglich zu sein pflegen, so hat er offenbar schlechte Erfahrungen gemacht. Die Thatfachen lehren aber, daß der heutige Sozialismus durchaus nicht unbeweglich auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt verharrt. Viel würde daher schon gewonnen sein, wenn angesehene Sozialisten sich der Mühe unterzögen, eine ernstliche Widerlegung seiner Bedenken zu versuchen. Dann könnte es auch nicht ausbleiben, daß die Tragweite seiner Kritik sich in Deutschland die selbe Geltung verschaffte, die sie in den anglo-amerikanischen Ländern schon lange erreicht hat, und daß sie auf die weitere Entwicklung des sozialistischen Ideals Einfluß gewänne.

München.

Dr. Wilhelm Schallmayer.



## Der Fall Klimt.

Die Kunst hat heute böse Tage. Denn das Zeitalter, in dem sie existiren muß, ist das unkünstlerische *κατ' ἔξοχην*. Man meint es vielleicht gar nicht einmal schlimm mit der Kunst. Man meint nur — wie sagte doch jener biedere deutsche Reichsbote? —, daß man der Kunst, sei es mit oder ohne Befehlgebung, „die Wege weisen müsse“. „Man“ glaubt eben, daß „man“ mehr von der Sache verstehe als die Künstler. Nun: die Kunst, mag sie auch noch fünfzig und hundert Jahre lang böse Tage haben, wird diese Tage und Jahre überdauern. Und sie wird in der babylonischen Gefangenschaft fester und härter werden. Sie wird nicht aufhören, der Menschheit das Evangelium des Friedens, der Versöhnung und der Schönheit zu bringen, aber sie wird ihr Herz mit Stahl und Eisen panzern und ihrer Milde und Güte wird sich eine leise Verächtlichkeit beimischen. Sie wird ihre Wege gehen, — ihre eigenen, nicht diejenigen, die man ihr „weisen“ wird.

In Wien hat man neulich wegen eines Bildes von Gustav Klimt einen großen Spektakel inszenirt. Klimt ist ein Maler in der zweiten Hälfte der Dreißig, in Baumgarten bei Wien als Sohn eines armen Graveurs geboren, Einer, der sich hat sauer werden lassen, mit dem Leben und mit der Kunst. Er ist ein stiller, scheuer, tiefster Mensch. Er hat harte Schuljahre durchgemacht, hart vor Allem dadurch, daß er sich von dem Bann des Erlernten zu befreien hatte, um zum Besitz und Ausdruck des Persönlichen zu gelangen. Das Persönliche ist bei ihm ganz und gar durchdrungen vom Intensiv-Wienerischen. Nur ist es ernster und heiliger in ihm geworden. Die spielende Grazie, der weltfrohe Sinn, die Freude an Tanz und Schmutz sind bei ihm gleichsam zu einem höheren Dasein erwacht. So instinktiv Das aus ihm herauskommt, mit der großen und ruhigen Sicherheit der sich selbst überlassenen Rasse: es leuchtet doch Etwas wie ein befreites Bewußtsein drüberhin, das sich aus den dämmernden Niederungen des Volksmäßigen der lichten Anschauung der Gottheit nähert. Auf diesem Wege sehen wir Klimt weiter-schreiten; die Spitze hat er bis jetzt in dem Bilde der „Philosophie“ erreicht, in dem Bild, um das der Spektakel ausgebrochen ist.

Das Bild ist für die Aula der wiener Universität bestimmt und eins von fünf Bildern, die da die Decke zieren sollen. Das Mittelbild und eins der Seitenbilder malt Professor Matsch. Auch die „Philosophie“ ist ein Seitenbild; ihr wird, als eine Art Gegenstück, die „Hygiea“ (Medizin) zu entsprechen haben. Im Hinblick auf dieses Gegenstück ist die „Philosophie“ entworfen. Der unten stehende Beschauer soll die beiden Bilder gleichsam als eine ideale Einheit empfinden; ein idealer Raum soll sich zwischen ihnen ausbreiten. Darum ist der „Ort der Handlung“ das Bestall; und Gestalten,



die durch das Weltall schweben, sind die gemalten Figuren. Sie bewegen sich in zwei Zügen von oben nach unten, die auf der „Philosophie“ die linke, auf der „Hygiea“ die rechte Seite des Bildes einnehmen. Nach der Mitte des Deckenraumes zu spannt sich die Unendlichkeit aus. Dieser Gedanke ist neu und kühn; er bricht mit allem kompositionellen Schematismus. Wenn aber der moderne Maler als idealen Raum das Weltall annimmt, so ist Das im Grunde nichts Anderes, als wenn die Gemölde-Maler barocker Jesuitenkirchen uns den offenen Himmel und das aus höchster Höhe niederstrahlende Auge Gottes vorzutäuschen unternahmen. Nur ist das Eine siebenzehntes, das Andere neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Klimt im Weltall nicht gut disputierende Greise und kahlköpfige Kapuziner darstellen konnte, die sich über die ewigen Welt räthsel unterhalten. Auch mit jubelnden Engelchören hätte er bei einer Darstellung der „Philosophie“ kaum viel ausrichten können. Er mußte also auch im Inhaltlichen eine neue Lösung der Aufgabe unternehmen. Er hat sie dadurch gefunden, daß er nicht Repräsentanten der philosophischen Forschung, sondern den Gegenstand alles philosophischen Fragens selbst dargestellt hat: das Menschengeschlecht. Er läßt das Menschengeschlecht wie eine Vision an uns vorüberziehen: das Kind und die heranreifende Jugend; Mann und Weib, die im dumpfen Taumel der Gefühle einander suchen; Mann und Weib, die in kurzem, fruchtbarem Nausch einander gefunden haben; Mann und Weib, die, einander fremd geworden, in Schmerzen auseinander gleiten; den Greis, der einsam, verzweifelt in den dunklen Abgrund herniederfährt, unfähig, das furchtbare Räthsel zu lösen. Diese Gestalten sind wie Traumgestalten gemalt. Eine bläuliche, zitternde Atmosphäre umfließt sie, eine Art Mondenlicht, das unser Denken in ahnendes mystisches Fühlen auflöst. Und ringsum strahlt Sternenglanz. Da ist ein buntes, leuchtendes Kimmern ferne und fernster Gestirne. Nebenan aber wölbt sich, ein riesiger Ball, die grüne Erde und ganz im Dämmer wird darauf ein Sphinxhaupt sichtbar. An diesem Sphinxhaupt vorbei geht der ewige Leidenszug der Menschheit, suchend, liebend, verzweifelt, fruchtbar werdend und vergehend, hinab in die Tiefe. Und immer neue Züge, mit immer gleichen Schmerzen und Wonnen, werden stets den gleichen Weg machen. Doch da taucht eine Gestalt auf, die von Alledem völlig unbewegt bleibt, eine Gestalt, die in einem anderen, kalten und grellen Licht strahlt; gleichmüthig und regungslos reckt sie ihr Haupt auf. Es ist die Wissenschaft. Sie ist gleichsam aus dem Dunstkreis des Menschlichen, Uzmenschlichen herausgehoben. Sie hat all ihre Befriedigung in sich selbst. Sie fragt nicht nach Dualen und Seligkeiten. Unererschüttert und unererschütterlich sucht sie nach der Wahrheit. Darum sind ihre Augen weit geöffnet und ihr strenger Mund ist geschlossen. Keine

Regung von Mitleiden, ja nicht einmal von Gefühl ist auf diesem Antlitze. Sie, die Erforscherin des Menschlichen, ist allem Menschlichen entrückt.

Das ist das Bild, dem man Gedankenarmuth vorgeworfen hat, weil keiner der landläufigen Dugendgedanken darin wiederkehrt. Und in der That: es hat nicht vielerlei Gedanken: es hat einen Gedanken; und dieser Gedanke ist ganz zur Empfindung und Anschauung geworden. Er ist überall materisch verdichtet. Ueber diese Leinwand geht ein farbiges Vibriren, das etwas Zauberhaftes hat. Das ist wirklich Vision. Das ist kosmischer Aetherraum. Und die nackten Gestalten der Menschen bewegen sich darin wie Traumgestalten, von allem Denken erlöst, ganz von ihren eingeborenen Trieben geleitet, einem ewigen, furchtbaren Schicksal unterthan. Die Zufälligkeiten des Lebens sind alle ausgemerzt. Nichts gilt hier Schönheit, Klugheit, Würde und Reichthum. Menschsein ist Alles, ein menschliches Schicksal haben. Und Das ist ewig das Selbe, mag es auch für unseren Ameisenblick ewig ein Anderes sein. Gleichmüthig dreht sich der Erdball, gleichmüthig starret die Wissenschaft, gleichmüthig funkeln die Sterne. Das Stöhnen der Erdgeborenen aber ertönt himmlischen Ohren wie Späreharmonie.

Zurück wieder auf die Erde! Zurück ins Ameisengewimmel! Denn schließlich hat ja doch der Maler seine Vision der Ewigkeit vergänglichem Augen dargeboten. In der Frühjahrsausstellung der wiener „Sezession“ war diese als Deckenbild gedachte Komposition als Mittelbild der Hinterwand des großen Hauptsaales aufgestellt. Das Bild war also nicht in der Lage, in der es künftig einmal sein soll, aber es that auch so eine mächtige und feierliche Wirkung, — bei denen, die sich stark genug fühlten, vor dieser Offenbarung eines künstlerisch tiefgefühlten Innenlebens klein sein zu können. Die Anderen aber, die sich überlegen fühlen wollten, sängen an, zu eifern, und zettelten eine heftige Gegenbewegung an. Diese ist jetzt im Gange, während das Bild selbst von seinem ersten Platz bereits verschwunden ist und nach Paris auf die Weltausstellung gebracht wird, um vor neuen Augen neuen Schicksalen entgegenzugehen.

Ich habe mir nicht versagen können, die Anschauung, die ich von Klimts Bild gewonnen habe, hier mitzutheilen. Denn schließlich ist die Mittheilung der persönlichen Anschauung doch das einzige aufrichtige Mittel, durch das ein Schriftsteller die Kenntniß von einem Bilde weiter verpflanzen kann. Im Folgenden jedoch sei von dieser persönlichen Anschauung völlig abgesehen. Die Frage sei offen gelassen, ob Klimts „Philosophie“ wirklich jenen hohen künstlerischen Werth besitze, den ich ihr zuerkenne. In dem nun entbrannten Kampf scheint es sich gar nicht mehr um ein einzelnes Bild zu handeln. Die besondere Aktion ist nicht mehr als ein vereinzelt Sympton. Betrachten wir immerhin zunächst den besonderen Fall. Das Bild war für die

Universität bestellt; es war in der Skizze genehmigt; es wurde nun in der „Sezession“ ausgestellt. Nach etwa drei Wochen enthüllt sich innerhalb des Professorenkollegiums der Universität eine Protestbewegung, die auf Zurückweisung des Bildes hinzielt und an deren Spitze der derzeitige Rektor, der Professor der katholischen Theologie Neumann, steht. Welcherlei besondere Beweggründe diesen katholischen Theologen und seine näheren Kollegen leiten, bleibe unerörtert. Sie sind für die Gesamttaktion nicht maßgebend; denn Leute wie der Philosoph Jodl, der Physiologe Erner, der Archäologe Reisch haben sich an der Bewegung betheiliget. Sollten theologisch-moralistische Bedenken vorgewaltet haben, deren Vorhandensein allerdings nicht bestritten werden kann, so würden diese Gelehrten sich zweifellos zurückgezogen haben. Nein, es handelt sich hier um künstlerische Ueberzeugungen; und nur die eine Frage kann entstehen, wie weit jene Gelehrten befugt waren, diese Ueberzeugung — nicht etwa zu hegen oder auszusprechen, sondern — zur Grundlage einer Aktion zu machen, die sich direkt gegen das Selbstbestimmungs- und Selbstentwickelungsrecht der Kunst wendet. Die Professoren waren unter allen Umständen berechtigt, zu sagen: „Das Bild gefällt uns nicht.“ Aber sie waren nicht berechtigt, autoritativ zu verkünden: „Das Bild ist schlecht, wir kämpfen gegen die darin enthaltene Häßlichkeit.“ Noch weniger waren sie berufen, dem Unterrichtsminister einen Vertragsbruch anzukündigen, indem sie ihn ersuchten, das bestellte Bild entweder rechtswidrig zurückzuweisen oder ordnungswidrig von dem Ort seiner Bestimmung fernzuhalten.

Von einem Kampf um Begriffe könnte man sprechen, wenn der Kampf lediglich unter Gelehrten ausgebrochen und der Kampfspreis der Sieg einer Theorie wäre. Hier aber sind die Begriffe nur vorgeschoben und der Kampf spielt sich nicht zwischen Theorien, sondern zwischen realen Mächten ab. Auf der einen Seite steht die im Gefühl ihrer frisch entseffelten Kräfte vorwärtstrebende Kunst, auf der anderen das dogmatisirende, in überliefertem Schematismus befangene Bürgerthum, das Bürgerthum mit dem Geldsack. Das Bürgerthum hat es erleben müssen, daß sich die Kunst immer mehr seiner Bevormundung entzog. Es gab eben einige Künstler, die in Hunger und Entbehrungen auszuhalten wagten, um, im Vollbesitz ihrer Freiheit, ihrer Vorstellungswelt Gestalt zu verleihen (Millet, Manet, Boecklin, Thoma, Reunier, Hörmann und Andere). Dadurch gewann die Kunst in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit einen fühlbaren Vorsprung vor dem noch in allerhand alten Vorurtheilen befangenen Bürgerthum. Mit Geduld, Zähigkeit und Märtyrermuth, auch nicht ohne eine gewisse List und Verschlagenheit, hat die von allen Seiten schwer bedrängte Kunst in diesen bösen Zeiten es verstanden, aus eigener Kraft ihre Entwicklungsgesetze aufzuspüren und ihnen nachzuleben. Die Kunst ragte dabei nur danach, was für sie nothwendig sei, damit sie, rein als Kunst, weiter-

existiren und sich fortentwickeln könne. So fand sie das Freilicht, den Impressionismus, die dekorative Linie, die Ansätze zu einem neuen Stil. Zugleich vollzog sich ein immer innigeres Aneinanderrücken der verschiedenen Künste, die, so sehr sie das handwerklich Verschiedene erkannten und betonten, doch das gefühlsmäßig Gemeinsame, die gegenseitige seelische Durchkreuzung, empfanden

... denn heute Musik, Dichtung, bildende und bis zu einem gewissen Grade auch die tanzende und darstellende Kunst in geschlossener Marschroute zusammen, in engerem Kontakt, als ihn irgend ein anderes Zeitalter (die Antike ausgenommen) aufzuweisen hatte. Kurz, die Kunst im weitesten Sinne hat sich durch den gefundenen Zusammenschluß der Kräfte ein erhöhtes ethisches Selbstgefühl und damit eine innere Unabhängigkeit erworben, wie sie sie in solchem Maß lange Zeit nicht mehr besessen hat. Sie geht jetzt ihre eigenen Wege; und daran vermag auch die äußere Abhängigkeit, unter der so sehr viele Künstler zu leiden haben, nichts mehr zu ändern. Der Einzelne muß sich dem Ganzen eben opfern oder für das Ganze Opfer bringen. Wer Das nicht thut, „fällt um“ und scheidet für die Entwicklung aus, Das heißt: verzichtet darauf, im weiteren Sinne „Künstler“ zu sein. Alle echten Künstler aber wissen, daß heute die Gesamtheit der Errungenschaften auf dem Spiele steht, wenn die Kunst nur im Mindesten zurückzuckt, sobald ein Vorstoß gegen ihr freies Selbstbestimmungsrecht unternommen wird. Der Fall Klimt ist ein solcher Vorstoß; und es ist nicht uninteressant, daß er von Gelehrten unternommen wird. Die Gelehrten sind die Schöpfer der jetzigen Kultur, die Künstler und Techniker werden die Schöpfer der künftigen sein. Ein nothwendiger Gegensatz ist damit nicht bedingt, denn Kunst und Wissenschaft sind ja nicht feindliche Mächte. Aber daß es zu gewissen Scharmäheln kommt, bevor der Ausgleich sich vollzieht, ist nicht verwunderlich. In unserer bisherigen Kultur ist noch viel Dogmatismus, Rationalismus, Theologismus. Das sind Mächte, die von der Wissenschaft ihren Ursprung nahmen und die, mag auch die Wissenschaft beginnen, sich von ihnen zu befreien, doch immer wieder bei der Wissenschaft Unterschlupf suchen. Bei der Kunst aber vermöchten sie einen solchen Unterschlupf nicht zu finden, wenigstens nicht mit einiger Aussicht auf Dauer. Denn diese Mächte sind dem Wesen der Kunst zuwider und müssen daher ganz aus dem Organismus der Kunst ausgeschieden werden. Für die heutige Wissenschaft aber ist es nicht unbedenklich, wenn sie sich in einen ausgesprochenen Gegensatz zur Kunst hineinbegiebt. Sie würde dadurch hauptsächlich ihren Mangel an Elastizität offenbaren. Die heutige Kunst ist ein Resultat ernster Nothwendigkeiten, sie zeigt in ihrem ganzen Werdegang etwas Elementarisches und sie leuchtet hell und feurig in die Zukunft hinüber. Eine Wissenschaft, die diesen geschichtlichen Vorgang nicht begriffe, die sich

unfähig erwiese, daran Theil zu nehmen, würde nur zeigen, daß sie leise beginnt, zu erstarren und sich an Regeln und Dogmen festnageln zu lassen, die ihr wenig Zukunftshoffnung bieten. Ein Symptom dafür wäre etwa das Operiren mit Worten wie „schlecht“ und „häßlich“ als mit feststehenden Begriffen, während der echte Gelehrte doch wissen muß, daß sie schwankend sind und daß jedes Zeitalter und jede Völkerschaft sie anders formulirt. Ueber Das, was „schlecht“ in der Kunst sei, würde sich eher noch eine Einigung erzielen lassen als über Das, was für „häßlich“ zu gelten habe. Doch würden auch hier einzig die Künstler im Stande sein, ein motivirtes Urtheil zu fällen, weil sie allein das Technische eines Werkes nach allen Seiten zu untersuchen und abzuschätzen verstehen. Im Uebrigen hat, wie mir scheint, die Kunst von dieser ganzen Affaire wohl kaum so viel zu fürchten wie gewisse Erscheinungen innerhalb der Gelehrtenwelt, die das Vertrauen, das man ihnen jetzt noch entgegenbringt, etwas unvorsichtig aufs Spiel setzen. Gegen gewaltsame Unterdrückungsversuche ist die Welt heute besonders mißtrauisch geworden. Sie werden ziemlich allgemein als ein Zeichen von Schwäche aufgefaßt. Der aber, gegen den die Unterdrückung sich richtet, gewinnt den Nimbus des Märtyrerehms und der Gefährlichkeit. Ja, auch die Kunst kann in einem besonderen Sinn gefährlich werden: nämlich Allem, was verrottet, engherzig und zurückgeblieben ist.

Wien.

Franz Serbaes.



## Venedig.\*)

Was wollen wir in der Lagunenstadt,  
 Die wir aus unsrer Träume Reich gekommen —  
 Es liegt auch hier die Fluth des Lebens glatt,  
 Im Abendfrieden klingt die Glocke matt  
 Und über'm Kreuz ist unser Stern erglommen.



\*) Ein Fragment aus „Gärten der Träume, In Memoriam und andere Verse“ von Theodor Suse. Das Buch wird nächstens bei Kiser & Co. in Berlin erscheinen, wo auch Suses „Verse“ und „Neue Verse“ veröffentlicht worden sind.

Wie ist es süß, im Abenddämmerchein  
 In dunkler Gondel flüsternd sich zu wiegen:  
 Du tauchst die Finger in die Fluthen ein,  
 Es blüht der Ring — und goldne Träumerein  
 Wie Wolkengluth Dein Antlitz überfliegen.



Es dämmern schon des Doms gewölbte Hallen,  
 Die Kuppel schwimmt in blassem Goldesglühn  
 Und Orgeltöne wie im Traum verhallen —  
 Da schauen wir die Gottheit niederwallen  
 Und müssen stumm im Flügelrauschen knien.



Wir sehn gebannt die Ursulalegende  
 Vor unsern Augen bunt vorüberziehn  
 Und staunen, wie des Meisters zarte Hände  
 Der Liebe und der Andacht stille Brände  
 Gelöst zu dichten Farbenmelodien.



Das ist die Zeit, die wir erschut, das Leben,  
 In das sich abwärts unser Traum verloren!  
 In stillem Licht sehn wir die Menschen schweben,  
 Wie Freundesgrüße wills herüberbeben —  
 Wir sind zu spät, ach, viel zu spät geboren.



Ein anderes Venedig will sich zeigen,  
 Nicht das von Gold, Brokat und Purpur rauscht;  
 Es liegt in süßem Silberdämmerstschweigen,  
 Und aus der Fluth kann es erlöst nur steigen  
 Dem, der der fremden Sternenstimme lauscht.



Und lächelnd grüßt vom Throne Dich Maria,  
 Wie sie geträumt die Hand von Gian Bellini;  
 Ich hör' wie Hauch den Gruß: dolcezza mia —  
 Und freudig darf im Dom San Zaccaria  
 Ich vor Dir knien im Bild des Vivarini.



Und wieder hat die Gondel uns gewiegt  
 Heimwärts zur Stadt, den Weg vom fernen Meere,  
 Das schlanke Schiff von Seide bunt umschmiegt —  
 Auf Deiner Stirn ein Goldreif funkelnd liegt.  
 Zwei Pagen, blondgelockt, als Gondoliere.



Ein reicher Zug von Barken uns entlang,  
 Die wie ein Schwarm von Schwänen uns begleiten;  
 Herüber klingt stillschöner Frau'n Gesang  
 Und weiße Hände rühren Harfenklang,  
 Die Königin, Dich, festlich heimzuleiten.



Zu Deinen Füßen breit' ich schon mein Kleid,  
 Daß sie nicht rühren an die Marmorstufen:  
 Du schaust hinaus. Dir wird die Seele weit,  
 Die Glocke tönt — Die Märcheneinsamkeit,  
 Hörst Du sie süß uns durch die Stille rufen?



Die Krone legst Du nun in meine Hand,  
 Vom Silbermantel lösest Du die Spangen  
 Und meinen Hals Dein weißer Arm umwand —  
 Dein Herz spricht laut, daß es das Glück nun fand,  
 Daß lang vergessen alles Heimverlangen.



Hörst Du die Wellen an die Quadern schlagen,  
 Wie fern der Ruf des Barcajuol verhallt?  
 Sie murmeln wie von tief versunkenen Tagen —  
 Was sollen sie den Glücklichen noch sagen,  
 Die überrauscht von ew'gem Frühlingwald?



Doch läßt der Schönheit Glanz sich nicht vergessen,  
 Der wie ein Traum der blauen Fluth entsteigt —  
 Schon winken fern schwarzzragende Cypressen;  
 Im letzten Augenblick willst Du ans Herz noch pressen,  
 Was dämmernd süß in Morgengluthen schweigt.



## Die Renaissance.\*)

Italien hatte bereits eine lange kulturelle Entwicklung hinter sich, als die Länder nördlich der Alpen eben erst zum Schauplatz weltgeschichtlicher Vorgänge wurden. Aber schon die Latifundienwirtschaft der späteren Kaiserzeit entvölkerte weite Landstrecken und verursachte dadurch einen allgemeinen kulturellen Rückgang, so daß die seit dem fünften Jahrhundert einbrechenden Germanen fast naturalwirtschaftliche Zustände vorfanden. Unter der Herrschaft jugendlicher Germanenvölker vergaß man die Vergangenheit: die alte Kulturentwicklung brach ab; die Reste alter Bauwerke wurden zum Theil gewaltsam vernichtet, zum Theil achlos mit Schutt bedeckt. Erst nach einigen Jahrhunderten war dann als Produkt einer großartigen Völkermischung eine neue Nation entstanden, die, unterstützt von einer günstigen Wirtschaftsentwicklung, auch auf dem Gebiete geistigen Lebens beachtenswerthe Leistungen zu Tage fördern konnte.

In einem Lande, wo die Stadt Rom, mehr denn je der geistige Mittelpunkt der ganzen Welt, tagtäglich an die große Vergangenheit von mehr als anderthalb Jahrtausenden mahnte — an eine Vergangenheit, von der allerdings in mittelalterlichen Köpfen eine ganz eigenthümliche, wenig wahrheitsgetreue Vorstellung lebte —, konnte die Bethätigung neu erwachenden geistigen Interesses kaum auf etwas Anderes gerichtet sein als auf die literarischen Erzeugnisse der Alten. Die begabtesten Köpfe versuchten deshalb gar bald, die Alten zu verstehen, ihnen neues Leben einzuhauchen und im Leben wie in ihren Schriften den alten Meistern nachzueifern. Freilich ist es meist bei den Versuchen geblieben: wir Nachlebenden müssen dieses Urtheil auch über die Geisteshelden fällen, die selbst sich für volle Römer hielten.

Schon im letzten Drittel des elften Jahrhunderts wurde in Pavia das Recht Justinians in verständnißvoller Weise für praktische Zwecke aufs Neue nutzbar gemacht; seit der Gründung der Universität Bologna (1088) ward diese die eigentliche Heimstätte juristischer Studien auf Grund des abstrakten Rechtes der römischen Kaiserzeit. Welche Bedeutung man dort, wie in Mailand, dem *corpus iuris* beimaß, geht aus der Thatsache hervor, daß das Reichslandfriedensgesetz Friedrichs des Ersten (um 1152) und zwei Bücher Lehensrecht (*libri feudorum*) seit Hugolinus de Presbyteris, der im Jahre 1233 starb, thatsächlich als Anhänge zum *Corpus iuris civilis* betrachtet wurden. Und gerade dadurch schien der Zeit die Beachtung dieser modernen Gesetze in höherem Maße gesichert als durch einfache Proklamation, mit der man sich sonst begnügen mußte.

War die wissenschaftliche Behandlung der römischen Rechtsdenkmäler einem direkt empfundenen praktischen Bedürfniß entsprungen — dem Verlangen nach Rechtsnormen, die den im Sinne lebhafteren Verkehrs veränderten Wirtschaft-

\*) Dieser Aufsatz bildet — unter dem Titel „Die Betrachtung der westeuropäischen Kultur durch die Renaissance“ — den einleitenden Abschnitt zu der vom Verfasser bearbeiteten „Geschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation“ im nächstens erscheinenden siebenten Bande der helmoltz'schen Weltgeschichte (Verlag des Bibliographischen Institutes in Leipzig).



Verhältnissen entsprachen und die eben im Recht der römischen Kaiser fertig vorlagen —, so stand das mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnende Eindringen in die altrömische Literatur in engen Beziehungen zu den politischen Ereignissen; ist doch die neue Auffassung vom Staat ein wesentliches Moment jener Geistesbewegung, die wir als Renaissance zu bezeichnen pflegen. Ja, der abenteuerliche Versuch eines Cola di Rienzi, Rom nach antikem Vorbild in eine Republik zu verwandeln und sich selbst als Tribunen an deren Spitze zu stellen (1347), war nichts Anderes als die phantastische Verwirklichung des antiken Staatsideals, wie es Cola aus den Werken des Livius und Cicero kennen gelernt hatte.

Die Beziehungen der wieder belebten klassischen Bildung zur Politik kommen vornehmlich darin zum Ausdruck, daß die für das Alterthum begeisterten Männer Geschichte schrieben, und zwar in neuer, wesentlich anderer Form als ihre mittelalterlichen Vorgänger. Schon Albertino Mussato (gestorben 1330) schrieb die Geschichte seiner Zeit nicht mehr als mittelalterlicher Chronist, der mit dem Anfang der Welt beginnt, sondern behandelte die politischen Ereignisse seines Jahrhunderts als ein Mann, der selbst am politischen Leben Theil nahm und eine entschiedene Vorliebe für König Heinrich den Siebenten besaß. Er folgt in der Darstellung ganz offenbar altrömischen Vorbildern, aber mehr noch kommt dieser Einfluß in seinen Dichtungen, namentlich den Tragoedien, zur Geltung.

Bereits vor Mussato hatte Brunetto Latini (gestorben 1294), ein feiner politischer Kopf, mit den Lateinern, besonders dem Ovid, gut vertraut, die Politik geradezu als die edelste und höchste Wissenschaft bezeichnet und damit kundgethan, daß er in einem wesentlichen Punkte über das Mittelalter hinaus gewachsen war. Sein praktisch politisch-historisches Verständniß bezeugt eine vergleichende Charakteristik von England und Frankreich; aber trotz Kenntniß der Alten schrieb er seine eigenen encyclopädischen Werke italienisch und französisch, um allgemein verständlich zu sein. Vielleicht würde man ihn heute vergessen haben, wenn er nicht der Lehrer Dantes gewesen wäre, des Mannes, der zuerst die Bildung der Antike so in sich aufnahm, daß er in ihrem Geiste künstlerisch vollendete und doch zugleich moderne Werke schuf, die, italienisch geschrieben, nicht nur den weitesten Kreisen die antike Welt zugänglich machten, sondern auch durch die Verwendung der Volkssprache wesentlich zur Erweckung nationalen Empfindens beitrugen. Virgil war sein Führer durch die heidnische Welt: der Admer, dessen Ideenentwicklung dem Christenthum am Nächsten kam. Aber seine philosophische Gesamtauffassung, die er in der „*Göttlichen Komödie*“ niederlegte, ist darum doch als Ganzes eine christliche, wenn sie sich auch in scharfen Gegensatz zur Theologie stellt, die die Zeit beherrscht. Gegenüber den päpstlichen Machtgeißeln eines Bonifazius des Achten betont er in seiner lateinisch geschriebenen Schrift *De monarchia* die selbständige Stellung des römischen Kaisers neben dem Papst und, obgleich geborener Republikaner — Florenz war seine Heimath —, tritt er für eine kräftige Weltmonarchie ein, natürlich mit Italien als Mittelpunkt: die Person König Heinrichs des Siebenten mag für die Ausgestaltung solcher Gedanken von erheblichem Einfluß gewesen sein.

Weniger politische Begabung als Dante besaß Francesco Petrarca, der, einem florentinischen Geschlecht entstammend, seine Jugend in Avignon verbrachte und am achten April 1341 in Rom durch König Robert von Neapel zum Dich-

ter gekrönt ward. Nur seine lateinischen Dichtungen trugen ihm diese höchste Ehre ein, aber seine historisch-philosophischen Schriften sind vielleicht noch mehr von dichterischem Hauch durchweht und, wenn auch ohne tieferes Verständniß, mit politischen Partien durchsetzt. Als Verehrer Roms und der lateinischen Sprache war er kein kleinlicher Nachahmer der Alten, sondern ein selbständiger, lateinisch schreibender Schriftsteller mit eigenem Stil. Insofern bezeichnet er einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Dante. Als wahrhaft moderner Mensch, aber inmitten einer immer noch von mittelalterlichem Leben beherrschten Umwelt, charakterisirt er sich durch seine in der Zeit fast einzig bestehende Betrachtung der Astrologie als eines Wahngebildes und durch die Form seiner idealen Hineinigung zu Laura, die er in seinen italienischen Dichtungen verherrlicht.

Ein ganz anderes zum geistigen Eigenthum der Zeit gehöriges Moment: der schonungslose Angriff gegen Kirche und Weislichkeit trotz kirchlicher Frömmigkeit und Ergebenheit gegen den Papst, kommt in höherem Maße als bei Dante und Petrarca bei Giovanni Boccaccio, dem Biographen Dantes und Freunde Petrarcas, zur Geltung. Mit beißender Satire wird im „Decamerone“ die sittliche Verkommenheit der Weislichkeit gegeißelt. Die weltliche Stellung des Papstes anzugreifen: dazu fehlte ihm die tiefere politische Begabung, obgleich er, wiederholt zu diplomatischen Gesandtschaften verwendet, der Politik des Tages durchaus nicht fern stand.

Alle Seiten eines individuellen geistigen Lebens sind in diesen drei ihrer Zeit vorausseilenden und doch vielfach noch von ihr beeinflussten Männern: Dante, Petrarca, Boccaccio, verkörpert. Sie selbst waren davon durchdrungen, daß sich eine neue Zeit anbahne, während ihre Umgebung erst allmählich sich zu gleicher Erkenntniß durcharbeiten mußte. Noch immer war die Zahl Derer, die das Latein der Alten verstanden, verhältnißmäßig klein; doch bald ward es anders. Coluccio Salutato, seit 1375 Kanzler der Republik Florenz, führte die Sprache Ciceros in die Staatsaktenstücke ein und der Augustinermönch Marsiglio, voll tiefer Verehrung für das Alterthum, konnte es mit seinem geistlichen Stand vereinigen, heftige Angriffe gegen das Papstthum zu richten. Zahlreiche Schüler schlossen sich ihm an. Florenz wurde der Hauptsitz der antiken Bildung in neuer Gestalt.

Noch immer waren die Schriften der Lateiner fast ausschließlich Gegenstand der Pflege; selbst Petrarca beherrschte bei aller Verehrung für die griechische Welt ihre Sprache nicht. Boccaccio gehörte zu den Ersten, die sie überhaupt verstanden, und im ganzen vierzehnten Jahrhundert hat es in Italien große Schwierigkeiten bereitet, Unterweisung im Griechischen zu erhalten. Daher war es ein Ereigniß, als 1393, um den Gefahren zu entgehen, die die Belagerung Konstantinopels durch Bajazet mit sich brachten, zwei griechische Gelehrte, Demetrios Cydonios und Manuel Chrysoloras, nach Venedig kamen. Junge Florentiner gingen dort bei ihnen in die Schule; und 1397 wurde Chrysoloras als öffentlicher Lehrer der griechischen Grammatik und Literatur an die Universität Florenz berufen. Bald darauf lehrte er auch in Padua, Venedig und Rom die neue Sprache. Gelegentlich des Florentiner Konzils erschien dann 1439 der greise Gemisthos Plethon in Italien, trug zuerst öffentlich die Lehren Platons vor und schuf damit ein Gegengewicht zu dem in der Philosophie immer noch vorherrschenden Aristoteles. In Florenz und Rom entstanden platonische Ak-

benien; und in beiden Städten begann eine fieberhafte Uebersetzerthätigkeit: Polybios, Aristoteles, Plutarch, Epiktet, Strabo und andere Schriftsteller wurden ins Lateinische übertragen. Nur eine Uebersetzung Homers war noch nicht zu Stande zu bringen. Latein und Griechisch stehen um die Mitte des Jahrhunderts ebenbürtig neben einander und werden von den zwei Centren, Florenz und Rom, aus gleichmäßig gefördert.

Cosimo von Medici war der Sohn eines reichen florentiner Kaufmannes. Seit 1429 stand er an der Spitze seiner Vaterstadt und leitete deren Geschicke dauernd seit 1434. Als ein warmer Förderer aller Bildungsinteressen, der zugleich über reiche materielle Mittel verfügte, entfaltete er eine großartige Bauthätigkeit; er ließ auch selbst tief gelehrt und ein feiner Kenner der Schriftsteller des alten Roms, durch Abschreiber und Uebersetzer eine ganz einzigartige Handschriftenbibliothek herstellen: Roberto di Rossi übersezte den Aristoteles, Papote Castiglioni den Plutarch. Ein ganzer Kreis von Gelehrten sammelte sich um Cosimo; Marlio Ficino ist der Bekannteste unter ihnen. Cosimos Enkel, Lorenzo von Medici, mit dem Zunamen „der Prächtige“, war, wie sein Großvater, ein Freund der Kunst. Er war selbst dichterisch begabt und der reichlich spendende Maecen für Künstler und Dichter. Die Bibliothek ward unter ihm im Sinne Cosimos weiter ausgestaltet, Architektur und Malerei, Bildhauerei und Bildgießerei, auch die Musik gediehen unter seiner Herrschaft zu neuer Blüthe.

Am achtzehnten März 1447 wurde der bisherige Erzbischof von Bologna, Thomas Parentucelli, zum Papst erwählt und nannte sich Nikolaus den Fünften. Er hatte zu Florenz im Kreise Cosimos gelebt und begründete nun nach Uebernahme des Pontifikates in Rom eine ähnliche wissenschaftliche Centrale durch Schaffung einer Handschriftenbibliothek. Sammler schickte er auf Reisen, um Handschriften antiker Schriftsteller aufzuspüren, und brachte seine Bücherammlung unter Fürsorge des Bibliothekars Giovanni Tortello auf fünftausend Bände, worunter die griechischen einen nicht unbeträchtlichen Theil darstellen. Unter den Gelehrten, die Nikolaus um sich scharte, nimmt Lorenzo Valla unstreitig die erste Stelle ein. Auf dem Gebiet der historischen Kritik steht er als Meister da; und würdig stehen neben ihm Maffeo Vegio, Augustinermönch und dabei tiefer Kenner des Alterthumes, und Flavio Biondo, der Verfasser einer mittelalterlichen Weltgeschichte von der Einnahme Roms durch die Gothen bis zum Jahre 1440. Methodisch bedeutet dieses Werk einen großen Fortschritt, denn fast zum ersten Male kommen hier neben der alten Geschichte die Ereignisse des Jahrtausends, das man später als „Mittelalter“ bezeichnete, zur Darstellung.

Aber die Bestrebungen des Papstes Nikolaus fanden bei seinen Nachfolgern kein Verständniß. Calixt der Dritte ließ die mühsam gesammelte Bibliothek sich wieder zerstreuen; Pius der Zweite, vor seinem Pontifikat Cnea Silvio Piccolomini, war zwar selbst in der Antike gut bewandert, auch selbst eifrig thätiger Schriftsteller, aber für andere Gelehrte hatte er nichts übrig; und Paul der Zweite haßte geradezu alle Wissenschaft und verfolgte die Humanisten, wenn er auch für die Erhaltung antiker Bauwerke Verständniß bewies. Auch Sixtus der Vierte war kein Gelehrter, aber unter ihm wurden die Bibliothek und das Archiv in neue größere Räume übergeführt und Plasinas tüchtiger Leitung unterstellt. Die Kunst fand erst wieder unter Julius dem Zweiten, die Literatur unter Leo dem Sechsten energische Förderung.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in den übrigen Staaten Italiens stehen nicht so hoch wie in Florenz und zeitweise in Rom. Auch in Venedig wird trotz der allgemeinen reichen Entwicklung für die Wissenschaft wenig gethan. Es sind fast immer nur Anläufe und auch diese mißlingen gar oft. Immerhin erwarb sich hier gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der humanistisch gebildete Drucker und Verleger Aldus seinen Weltruf. Das künstlerische Leben hingegen ist in Venedig so reich wie in keiner anderen Stadt, — Florenz ausgenommen. Zunächst sind es freilich fast durchweg Muranesen, die für Venedig arbeiten; bald aber beginnt, zuerst unter paduanischem Einfluß, in Venedig eine Kunstblüthe von fast unergleichlichem Reichthum. Die koloristische Kunst der Bellini findet in Giorgione, Tizian und Paolo Veronese noch glänzendere Fortsetzer. Am Hof zu Ferrara lebte Ludovico Ariosto, der Dichter des „Nasenden Roland“, zu Neapel Giovanni Poetano, der eifrige Förderer der Mathematik und Astronomie.

Unter Renaissance verstand man ursprünglich Das, was das Wort sprachlich bedeutet: die Wiebergeburt, und zwar die Wiebergeburt der Antike. Die Antike war das große Vorbild, dem die Träger des neu erwachten Geisteslebens nach-eiferten oder wenigstens nachzuweisen vermeinten, denn in Wahrheit tritt für den rückwärts schauenden Betrachter das klassische Vorbild bei Weitem zurück gegen das neu gefundene Selbständige, das den Hauptinhalt dieser ganzen Kulturepoche bildet. Und so hat denn die neuere Auffassung zwar den Namen „Renaissance“ beibehalten, der Inhalt des Begriffes aber ist ein wesentlich anderer geworden. Die Renaissance verdankt der Antike eine unendliche Fülle von Anregungen: man sammelte antike Kunstwerke, man nahm Ausgrabungen vor, man zeichnete und kopirte antike Architekturen und verwendete die Ergebnisse dieser Konservatorenthätigkeit in den neuen Schöpfungen. Diese selbst aber sind von durchaus anderer Art als die Vorbilder. Es will nicht allzu viel bedeuten, daß Nicolo Pisano aus den antiken Skulpturresten, die der Boden Pisas aus Licht förderte, ganze Figuren und sogar Figurengruppen, sie ins Christliche umdeutend, übernahm; wichtiger ist, daß er seinen Schönheitsinn von der Antike empfangen hat. Sein Reliefstil und seine Technik sind ganz anders als die der römischen Sarkophogkunst und im Ganzen verdankt er, was an ihm groß und neu ist, weit mehr sich selbst und dem neu erwachten Sinn für das umgebende Leben als irgend einem Vorbild. Und wie wenig mit dem Vorbild der Antike diese neue Kunst zusammenhing, zeigt am Besten das Werk seines Sohnes Giovanni, für den die Antike nichts, das stürmisch bewegte innere und äußere Leben Alles war.

Mit gewisser Beschränkung vertritt in der Malerei Giotto eine ähnliche Entwicklungsstufe wie die Pisani. Auch die pisaniische Kunst war durch Schüler und Werkstatengenossen über ganz Italien verbreitet worden, noch mehr aber gilt Dies für die Kunst Giottos. Man kann die italienische Malerei des vierzehnten Jahrhunderts ohne Uebertreibung giottesk nennen; und was so überwältigend an dieser neuen Kunst wirkt, das ist ihre bis dahin unerhörte Lebensfülle, ihre innere, auf das Wesentliche gerichtete Wahrheit, ihr Realismus. Von der Antike hat die Malerei des vierzehnten Jahrhunderts schon deshalb nichts, weil es keine antiken Malerei-reste gab. Der Architektur hingegen bot namentlich der römische Boden, trotzdem damals noch so sehr viel unter Schutt begraben lag, doch im Einzelnen wenigstens

eine Fülle von guten Mustern. Aber auch hier ist die Einwirkung der Antike weit-  
 aus geringer, als man früher annahm. Die Aufgaben waren eben durchaus andere  
 geworden und sie wurden anders gelöst: Brunellesco, der Erbauer der florentiner  
 Domkuppel, den man als ersten großen Renaissancearchitekten bezeichnet, hat von  
 der Antike wenig mehr als das Ornament und die Ausgestaltung eines allerdings  
 sehr wichtigen Baugliedes, der Säule und ihres Gebälkes, übernommen. Und  
 eben so charakteristisch ist es, daß nicht Rom mit seiner antiken Trümmerwelt,  
 sondern Florenz die Hauptentwicklungsstätte der Frührenaissance ist. Zwar zogen  
 gar viele Künstler aus Toscanas Hauptstadt nach Rom, um dort nach römischen  
 Nesten zu zeichnen, und ein großer Florentiner, Leon Battista Alberti, der weit  
 mehr außerhalb seiner Vaterstadt als in ihr wirkte, suchte auch über das Orna-  
 mentale hinaus, besonders in der Fassadengestaltung, der Antike nachzueifern.  
 Doch weit mehr als Florenz ward Padua der Hauptsitz jener antiquarischen Kunst-  
 übung. Hier hatte Sgarione eine Werkstatt begründet, in der nach überall —  
 wie es heißt, sogar in Griechenland — gesammelten Originalen gearbeitet wurde.  
 Diese Thatsache erklärt zugleich die plastisch harte Kunstweise seines Schülers, des  
 Malers und Kupferstechers Andrea Mantegna, der auch durch seine Darstellungen  
 antiker Stoffe, namentlich die des Triumphes Caesars, bekannt geworden ist.  
 Von Padua trug er seine Kunst nach Mantua und Rom, während in Venedig  
 paduanischer Geist in vielen Werken des Jacopo Bellini und seiner ihn an Be-  
 deutung überragenden Söhne Gentile und Giovanni zu Tage tritt. Aber  
 auch die Reste antiker Baudenkmale, die an vielen Stellen unter dem Schutt  
 verborgen lagen, wurden von den Künstlern nicht nur studirt, sondern auch kon-  
 servirt, ja vielfach zu Alterthümersammlungen vereinigt, während merkwürdiger  
 Weise oft gleichzeitig eine ganz barbarische Zerstörungslust zu Tage trat. Nikolaus  
 der Fünfte, der eifrige Förderer von Kunst und Wissenschaft, verwandte zwar  
 zu seinen Neubauten Steine aus den Ruinen römischer Baudenkmäler und ließ  
 den Tempel des Probus zerstören, doch wurde unter ihm auch mit dem Ausbau  
 des Kapitols begonnen und der Erhaltung alten Pflasters und altchristlicher  
 Gräber viele Mühe gewidmet. Entschiedener trat Pius der Zweite für die Er-  
 haltung römischer Bauten ein. Schon vor seinem Pontifikat warnte er davor,  
 noch fernerhin den antiken Marmor zu Kalk zu brennen, und als Papst erließ er  
 — freilich wohl kaum mit Erfolg — am achtundzwanzigsten April 1462 eine Bulle,  
 die die weitere Zerstörung alter Bauwerke mit strengsten Strafen bedrohte. Und  
 selbst Papst Paul der Zweite, der Feind der Humanisten, besaß nicht nur seines  
 Verständniß für die Kunstwerke der Antike, sondern auch einen unermüßlichen  
 Sammeleifer, der seine Sammlung römischer Alterthümer neben der der Me-  
 dici schenswerth erscheinen ließ. In Venedig legte schon im Jahre 1336 ein  
 reicher Trevisaner eine Sammlung von Medaillen, Münzen, Bronzen, geschnit-  
 tenen Steinen und Handschriften an; und im folgenden Jahrhundert wahrte sich  
 die Stadt ihren Ruhm und wurde zum Sammelpfad antiker Kunstwerke.

Die große Persönlichkeit, mit der die Geschichte der italienischen Malerei  
 des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt, ist Masaccio. Was sein wichtigstes Werk,  
 die Fresken in der Brancaccikapelle, vor allen älteren Werken der Malerei aus-  
 zeichnet, ist ihre vollkommene Wahrheit: die Reime des Realismus, bei Giotto  
 bereits bemerkbar, sind bei Masaccio vollkommen ausgereift. Die gründliche

Kenntniß des nackten Körpers, die entwickeltere Perspektive, die Komposition hebt seine Kunst weit über die des vorhergehenden Jahrhunderts hinaus. Und trotz dem Reichthum dieser einen Persönlichkeit blüht die Kunst der Malerei durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert fort. Masaccios Zeitgenosse ist der Dominikaner Fra Giovanni Angelico, dem Empfindungsgehalt seiner Werke nach fast mehr Gotthiker als Anhänger der Renaissance, aber trotzdem in diesem Sinn vorbildlich für eine ganze Reihe von Künstlern. Nach ihm kommen Fra Filippo Lippi, Botticelli, Domenico Ghirlandajo und die Reihe der Malerplastiker, die Pollajuoli, Bertocchio und Lorenzo di Credi, die theils die Altäre, theils die großen Wandflächen in Toscanas Kirchen mit den Werken ihres Pinsels schmückten.

Gleichzeitig war aber an den großen Aufgaben, die die Architektur bot, eine plastische Kunst herangewachsen, wie sie in ähnlichem Reichthum nur einmal im alten Griechenland vorhanden gewesen war. Das Jahrhundert beginnt mit dem Wettbewerb um die eiserne Baptisteriumsthür; Lorenzo Ghiberti blieb Sieger, aber Donatello ist der Plastiker des Jahrhunderts. Er ist Charakteristiker durch und durch und nur in seinen allerfrühesten Arbeiten ist der Zusammenhang mit den älteren Meistern zu erkennen; dann wirft er alles Nichtindividuelle von sich und giebt fortan nur seine rückhaltlos realistische, auch das Häßliche nicht verabschewende Natur. In Holz, Thon, Stein und Erz hat er für verschiedene Auftraggeber gearbeitet. Für Padua schuf er das eiserne Reiterstandbild des Gattamelata, das 1453 vollendet war: seit dem Alterthum wurde damit zum ersten Male wieder eine technisch ungeheure Aufgabe gestellt und in großartiger Weise künstlerisch gelöst.

In allen Theilen Italiens herrschte im fünfzehnten Jahrhundert ein reiches Kunstleben, so daß um die Jahrhundertwende zur Ausschmückung der sizilianischen Kapelle die ersten Künstler aus Florenz und Umbrien nach Rom gerufen werden konnten. In Florenz selbst gipfelt alle Kunst in den drei Namen Lionardo da Vinci, Michelangelo Buonarrotti und Raffael Sanzio. Lionardo, ein Universalmann wie Goethe, eine wunderbar begabte Natur, als Architekt, Bildhauer, Maler, Ingenieur, Physiker und Anatom überall Begründer und Entdecker, dabei in jeder anderen Beziehung der vollkommene Mensch, riesenstark, schön bis ins hohe Alter, als Musiker und Improvisator berühmt. Mit ihm trat Michelangelo — auch er war ein Florentiner — 1506 in Wettbewerb. Er war Maler, Bildhauer und Architekt, dazu ein philosophischer Dichter, der reich an Gedanken ist. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit wurde Rom, wo die kunstliebenden Päpste dieses Zeitalters seiner schöpferischen Phantasie die rechten Aufgaben stellten. In Raffael, dem Urbinate, endlich erfüllt sich Alles, was die ganze Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts vorbereitet hatte: in seiner Kunst klingen alle Töne voll und rein zusammen.

Alle diese auf die Wiederbelebung des klassischen Alterthumes gerichteten Bestrebungen bedeuteten für die Zeitgenossen eine ungeheure Vermehrung des Wissens und der Erweiterung des Gesichtskreises innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit. Doch wenn man sie vom Standpunkt der späteren Entwicklung aus überblickt, liegt die Bedeutung der ganzen Bewegung weniger in dem vermittelten thatsächlichen Wissen als vielmehr in der Anregung zu geistiger Selbstständigkeit, in der Erziehung zu eigenem Denken, das naturgemäß zum Kampf gegen den Geist der Scholastik führen mußte. Denn neben die im Papstthum verkörperte christliche Autorität trat nunmehr die völlig anders geartete Antike, neben Aristoteles trat

Plato; beide Autoritäten, die in innerstem Widerspruch zu einander stehen, galt es, zu versöhnen, und daraus ergab sich ein Kampf gegen die Autorität überhaupt, dessen Ende durch eine Stärkung des Individualismus bezeichnet wird. Dieser Individualismus, in dem die Person zum ersten Male wieder zu ihrem Rechte kommt, ist der wichtigste Zug der neuen Zeit, die im sechzehnten Jahrhundert die kirchliche Revolution und die Regeneration der katholischen Kirche im Tridentinum sah.

Papst Bonifazius der Achte (1294 bis 1303) hatte einen erbitterten Kampf mit dem französischen Königthum um die weltliche Vorherrschaft geführt und König Philipp der Vierte, in seinen absolutistischen Bestrebungen von Glück begleitet, hatte gesiegt, wenn es ihm auch nicht gelang, den Nachfolger Petri gefangen nach Frankreich zu führen. Die kurze Herrschaft Benedikts des Elften vermochte nicht den Gegensatz abzuschwächen; und bei der Neuwahl wurde ein Franzose, der bisherige Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand von Got, als Clemens der Fünfte auf den päpstlichen Stuhl gehoben. Er war völlig dem Einfluß des französischen Hofes unterworfen und verlegte die päpstliche Residenz auf französischen Boden; von 1309 an ward für sieben Jahrzehnte die Rhonestadt Avignon dauernder Wohnsitz der Statthalter Christi.

Dieser Vorgang der Residenzverlegung beruhte durchaus auf politischen Kombinationen, ist aber für die Kultur Frankreichs und darüber hinaus von großer Bedeutung geworden.

Frankreich war bis auf Ludwig den Achten, der in Folge der Albigenserkriege in den Besitz der burgundischen Länder Raimunds des Sechsten von Toulouse gelangte, politisch in zwei Theile gespalten gewesen, deren kulturelle Struktur noch auf Jahrhunderte hinaus gewaltige Unterschiede aufwies. Im Süden hatte von Anfang an die Kreuzzugsidee ihre Hauptnahrung gefunden, hier hatte die vornehmlich lyrische, provençalische Dichtung geblüht, die eine in der ganzen romanischen Welt verständliche Sprache hoch entwickelte. Zuerst im ganzen Abendlande war in Südfrankreich eine eigene Literatur in der Volkssprache entstanden; und noch bis auf die Tage Dantes herab standen selbst in Italien Vers und Prosa durchaus unter diesem provençalischen Einfluß; auch Brunetto Latini bediente sich ja noch der französischen Sprache. War nun zwar auch die Dichtung Südfrankreichs nach den Albigenserkriegen, die dem Land so tiefe Wunden schlugen, in Verfall gerathen, so suchte man doch künstlich selbst noch im vierzehnten Jahrhundert (in Toulouse 1324) durch die Stiftung eines Dichterpriesters ihr neues Leben einzuhängen. In Nordfrankreich hatte sich unterdessen das epische Rittergedicht entwickelt, zunächst in lateinischer Sprache, aber seit der Zeit Philipps des Zweiten schien die Volkssprache auch hier die für dichterische Erzeugnisse nöthige Bildsamkeit gewonnen zu haben; es wurde also auch hier diese Stufe immer noch erheblich früher erreicht als in Italien. Im französischen Süden war die Beziehung zur Antike nie in dem Maße verloren gegangen wie jenseits der Alpen; es konnte deshalb auch keine Erweckung antiken Lebens in der Weise, wie sie das Nachbarland sah, vor sich gehen. Die nationale Literatur wies hier eben doch schon beachtenswerthe Produkte auf, die nicht so ganz unbedingt durch Virgil und Ovid in den Schatten gestellt wurden, ein weiter fortgeschrittenes nationales Empfinden verhinderte den Aus-

bruch einer so unbedingten Begeisterung für eine fremde Kulturwelt und auch die politischen Zustände waren hier im Ganzen nicht so verworren, daß eine antike Republik als einziges Staatsideal hätte erscheinen müssen. Hatte Italien schon im elften Jahrhundert in der Universität Bologna eine eigene Pflegestätte der Wissenschaft besessen, im zwölften Jahrhundert eine weitere (Salerno) und im dreizehnten Jahrhundert noch vier (Neapel, Padua, Rom, Ferrara) dazuerhalten, so konnte Frankreich eine gleiche Zahl Dem zwar nicht entgegenstellen, besaß aber dafür an der seit 1200 bestehenden pariser Universität die anerkannt erste theologische Fakultät der Welt. Und nicht eine der italienischen Universitäten, sondern die pariser ist für alle künftigen Universitätsgründungen im Abendlande vorbildlich geworden: pariser Lehrer verließen 1378 in Folge des Schismas ihre Hochschule und veranlaßten die Begründung deutscher Universitäten in Heidelberg, Köln und Erfurt, während schon vorher nach pariser Muster in Prag und Wien zwei andere Hochschulen erstanden waren. Im französischen Süden trat 1228 die Universität Toulouse ins Leben, 1289 die zu Montpellier, die dem italienischen Salerno seinen Ruhm als hervorragendste Pflegstätte der Heilkunst streitig zu machen begann; und 1300 folgte die zu Lyon.

In eine geistig so lebendige Umwelt wurde das Papstthum versetzt, als es sich anschickte, in Avignon heimisch zu werden, und zwar in einer Zeit, bis zu der gerade Rom unter den bedeutenderen Städten Italiens vielleicht am Wenigsten vom Geist der Florentiner verspürt hatte. Zwar bestand während der verhängnisvollen siebenzig Jahre ein lebhafter Verkehr zwischen Rom und Avignon, viele der begeistertsten Anhänger der Antike, vor Allem Petrarca, haben lange Zeit dort gelebt, aber eine selbständige literarische Renaissance hat sich am päpstlichen Hof nicht ausgebildet. Auch die pariser Universität erschien, vielleicht länger, als es zeitgemäß sein mochte, als Hochburg des scholastischen Systems und verhielt sich im Wesentlichen allen humanistischen Bestrebungen gegenüber ablehnend, obgleich sich gerade hier schon vor Dante und Petrarca die Anfänge einer Renaissance gezeigt hatten. Aber nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sind diese Bestrebungen wieder verlaufen, ohne entfernt etwas Ähnliches wie in Italien geleistet zu haben.

In einer Beziehung jedoch konnte Avignon — wie Südfrankreich überhaupt — ernstlich mit Oberitalien in Wettbewerb treten, nämlich auf dem Gebiete der Kunst. Freilich steht diese künstlerische Entwicklung nicht in direktem Zusammenhange mit dem Studium der Denkmäler des Alterthumes — erst im sechzehnten Jahrhundert sind hier erhebliche Einflüsse der Antike zu beobachten —, sie ist vielmehr, gerade wie die literarische Thätigkeit im Süden, die natürliche Folge reicherer Kapitalansammlung, die den Lebensunterhalt für zahlreiche nicht direkt produktive Menschen bereit stellte. Geistliche und weltliche Institute wetteifern hier schon früh in der Herstellung großartiger Bauten und die Gotik entwickelt hier schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihre reichsten Blüten. Das vierzehnte Jahrhundert bringt die Entwicklung des Stils zur vollkommenen Freiheit, sein ganzer dekorativer Reichthum entfaltet sich jedoch erst im fünfzehnten und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts: St. Madeleine zu Troyes, die Kathedralen von Albi, Narbonne und Toulouse sind Werke dieser namentlich im Süden des Landes durch zahlreiche Beispiele vertretenen Bauweise. Gleichzeitig entstehen Burgen und Stadtbefestigungen, Rath- und Privathäuser in



bunter Mannichfaltigkeit. Der Louvre, den Philipp August im Jahre 1204 außerhalb der damaligen Stadtgrenzen von Paris erbaut hatte, wurde von Karl dem Fünften vollkommener und glänzender erneuert: der Burgbau wich allmählich dem Schloßbau. Gleichzeitig entstand damals als eigentliches Königsschloß das Hotel de St. Paul, ein ungeheurer, vor Allem für die Abhaltung von Festlichkeiten bestimmter Bau, der leider im sechzehnten Jahrhundert eben so wie der alte Louvre zerstört worden ist. Ein glänzendes geistliches Gegenstück zu diesen Produkten einer weltlichen Kunst ist der päpstliche Palaß in Avignon. Die bischöflichen Paläste zu Beauvais, Angers, Auxerre, Narbonne und Albi waren allmählich in Folge andauernder Feinden halb zu Festungen geworden, aber der Papstpalast, dessen Bau man noch heute bewundert, wurde sofort als Festung ausgebaut, so daß man ihn mit Recht als das Bauwerk bezeichnet hat, das Schönheit der Formen und Stärke der Verteidigungsmittel in hervorragendstem Maße vereinigt. Als Clemens der Fünfte Avignon zu seinem Wohnsitz erwählte, wurde zunächst auf hohem, die Rhone überragendem Felsen eine geräumige Wohnung eingerichtet; aber Benedikt der Zwölfte ließ sie niederreißen und begann 1336 den Neubau des gewaltigen, einer Festung gleichenden Palaßes nach den Plänen von Pierre Drier. Der nördliche Theil des Schlosses mit vier Thürmen ist unter ihm entstanden, Clemens der Sechste erbaute den Haupttheil — sein Wappen zielt noch heute ein Portal —, Innozenz der Sechste fügte noch einen Thurm hinzu, Urban der Fünfte die Ostfassade und noch einen siebenten Thurm (Engelsturm), und unter Benedikt dem Dreizehnten mußte der Palaß eine Belagerung aushalten. In weniger als sechzig Jahren wurde dieser kolossale Bau, der 15,165 Quadratmeter Fläche bedeckt, aufgeführt, und zwar in einer Zeit, die zugleich die fast fünf Kilometer lange Stadtbefestigung unter Clemens dem Sechsten bis zu Urban den Fünften entstehen sah. Nur französische Baumeister haben im Dienst französischer Päpste daran gearbeitet und ein Werk echt französischer Weisheit geschaffen, dem kein Bau des fünfzehnten Jahrhunderts an die Seite zu stellen ist.

In Deutschland sind die ersten Anfänge einer humanistischen Bewegung mit der Person Karls des Vierten verknüpft, der Cola di Rienzi, den phantastischen Wiederhersteller einer römischen Republik, an seinem Hof zu Prag empfing und mit Petrarca in engen geistigen Beziehungen stand. Auch bethätigte sich Karl selbst als Schriftsteller in einer allerdings unvollendet gebliebenen Autobiographie, ein Zeichen dafür, daß ihm die individualisirende Tendenz der Zeit nicht ganz verschlossen geblieben ist. Seine Geistesrichtung war streng kirchlich, er sammelte mit unbeschreiblichem Eifer Reliquien und stiftete zahlreiche Klöster. Und Dem entsprach eine theologische Fachbildung, der wir eine theologisch-moralische Abhandlung aus seiner Feder verdanken; in der Einleitung zu einem Gesetzbuch für Böhmen sind seine philosophischen Gedanken über Staat und Gesellschaft niedergelegt. Sein persönlichstes Werk ist die Begründung der ersten deutschen Universität zu Prag (1348). Er sammelte werthvolle Bücher und römische Münzen, begründete einen botanischen Garten und förderte die Geschichtschreibung. Auch die kaiserliche Kanzlei, durch die „Goldene Bulle“ dem Einfluß der geistlichen Kurfürsten entrückt, wurde nach dem Muster der päpstlichen eingerichtet und dem humanistisch gebildeten Bischof von Olmütz unterstellt. Das Latein der Ur-

Luken ward gereinigt und vielfach auch die deutsche Sprache — seit 1283 neben der lateinischen bei Staatsakten zulässig — verwendet, denn deutsch war der Hof zu Prag und deutsch die Runit der Stadt. Die oberdeutsche Sprachform, deren sich die Kanzlei bediente, hat die künftige deutsche Schriftsprache vorbereiten helfen, deutsch sind seit jener Zeit die meisten zum Theil recht anmutigen Stadtkroniken verfaßt: ein hervorragendes Denkmal dieser städtischen Geschichtschreibung ist die Chronik des Konstanzer Konzils vom Stadtschreiber Ulrich von Richental.

Deutsche studirten im vierzehnten Jahrhundert noch gern in Bologna die Rechtswissenschaft und lehrten bisweilen, wie Eupold von Bebenburg, mit der Würde eines doctor decretorum in die Heimath zurück, meist mit gestärktem Nationalbewußtsein. Das aber waren doch immer nur einzelne Männer; von allgemeinerem humanistischen Einfluß war noch nicht die Rede. An der lebhaften literarischen Erörterung über die wichtigen Fragen der Reichsreform zur Zeit König Ludwigs hatten sich fast ausschließlich Italiener betheiligt, wie Dante und Marsilius von Padua. Wilhelm von Occam war englischer Herkunft und lehrte zeitweise an der Universität Paris; wenn er auch seine letzten Jahre in München verbrachte, ist er doch kaum für Deutschland in Anspruch zu nehmen. Eupold von Bebenburg, der Verfasser des bald nach 1338 erschienenen Tractatus de reguli et Imperii iuribus war, wie schon bemerkt, in Italien gebildet und die Verwerthung römischer Rechtsgedanken kann in seiner Schrift deshalb kaum Wandel nehmen. Ludwigs Geheim-schreiber, Ulrich Dofmayer, ist vielleicht allein unter Ludwigs Bertheidigern völlig als Deutscher zu betrachten. Gegen Ende des Jahrhunderts tritt dann noch ein anderer Deutscher auf, Dietrich von Niesheim, der, trotz seiner dauernden Beschäftigung in der päpstlichen Kanzlei begeistert für sein deutsches Vaterland, dessen Geschichte studirte. Auf Deutschlands Könige, Ruprecht und Siegmund, setzte er seine Hoffnung: sie sollten Papstthum und Kirche wieder gesund machen. Das geistige Leben am Hofe Karls stand mit dem Studium der Alten nicht in direktem Zusammenhang, es war das Erzeugniß einer individualistischen Zeitströmung, begünstigt durch die persönlichen Neigungen des hochbegabten Königs, der seine Residenzstadt mit den hervorragendsten Werken deutscher Baukunst geschmückt hat. Karls Nachfolger haben nicht in seinem Sinne weiter gewirkt; allerdings der Charakter Prags als einer deutschen Stadt hat sich noch lange bewahrt, die Pflege der deutschen Sprache und die Sorge für schön geschriebene, mit feinen Initialen ausgestattete Handschriften dauerten fort und die sogenannten „Wenzelbibeln“ in oberdeutscher Mundart gehören zu den schönsten Früchten dieser den König Karl überdauernden künstlerisch-wissenschaftlichen Strömung am Hofe zu Prag. Die bekannten Wenzelbibeln veranschaulichen nicht nur die Art der um 1400 üblichen Buchschrift, sondern auch die herrschende illustrirende Malerei, ehe die Einflüsse der Renaissance fühlbar werden. Die deutsche Kultur hatte in Böhmen so tief Wurzel geschlagen, daß selbst in der Hussitenbewegung das Geßenthum nur vorübergehend einen Aufschwung nehmen konnte. Seit dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts herrscht auch in der Geschichtschreibung Böhmens wiederum das deutsche Element vor.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert kann Deutschland eine größere Zahl von Männern aufweisen, die mit humanistischer Bildung ausgerüstet sind und sich literarisch bethätigen, sei es auf dem Gebiet der Politik, sei es auf dem weiten Felde wissenschaftlicher Arbeit. Die Alten haben aber in Deutschland

niemals in der Weise als Vorbilder geherrscht wie in Italien, denn Staats- und Kulturideal waren hier anders geartet. Wohl hat das Studium der Antike in Literatur und Kunst auch den Gesichtskreis der Deutschen erweitert, ihr Wissen vermehrt und die Geister befruchtet, aber darüber hinaus ist im fünfzehnten Jahrhundert die Entwicklung nicht gegangen: die deutschen Humanisten haben sich — zum Theil mit scharf ausgeprägter nationaler Tendenz schreibend — als Deutsche gefühlt und gedachten nicht, durch und durch zu Römern zu werden, wenn sie sich auch oft einbildeten, ein besseres Latein zu schreiben als Jene.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ist in Holland durch Gerhard Groot die Gesellschaft der „Brüder vom gemeinen Leben“ begründet worden. Ihre Mitglieder waren nicht Priester, sondern wollten nur Prediger sein und als Lehrer des Volkes wirken; Volksbildung in fortschrittlich-individualistischem Sinne war ihr Ziel. Diese moderne, ohne Klostergebäude bestehende geistliche Gesellschaft wurde fast allgemein von der Geistlichkeit angefeindet, denn für das weiter fortgeschrittene religiöse Empfinden hatte man noch kein Verständnis, aber 1431 fand sie doch endlich die volle kirchliche Anerkennung durch Papst Eugen den Vierten; und mit um so größerem Eifer entfalteten die Brüder nun besonders in Deutschland ihre Thätigkeit. Dem Abschreiben von Büchern und dem Unterricht der Jugend widmeten sie ihr Leben und hatten bald in beiden Beziehungen erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Sie betrachteten es als ihre heilige Pflicht, die eigenen Bibliotheken mit den Schriften der christlichen und heidnischen Vorzeit zu bereichern und durch deren Verkauf andere Wissensdürftige zu befriedigen. In ganz Deutschland wurde ihre Thätigkeit empfunden und fast alle Männer, die später als Humanisten hervortraten, haben in ihren Schulen die erste Bildung genossen. Schon vor dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts blüht in Deutschland, namentlich in Köln, ein Handel mit geschriebenen Büchern. Kurfürst Ludwig der Dritte von der Pfalz sammelte sorgsam Handschriften und legte den Grund zur berühmten Bibliotheca Palatina, die dann 1623 nach Rom wanderte. In Klöstern und städtischen Bürgerhäusern schrieben fleißige Hände viel ab und die Früchte dieser Mühe wurden von eigenen Unternehmern verbreitet, schon ehe Gutenberg seine Kunst entdeckte. Eben darin lag gerade die wirtschaftliche Voraussetzung für sie, das allgemein empfundene Bedürfnis, ohne das die Buchdruckerkunst niemals ihre erstaunlich rasche Verbreitung und hohe Entwicklung erreicht haben würde.

Auch in Deutschland kam die politische Publizistik unter dem Einfluß der Renaissance etwas früher zur Blüthe als die wissenschaftlich-philologische Beschäftigung mit den alten Schriftstellern. Aber der deutsche Geist blieb unberührt von phantastischen Idealen, man trieb praktische Politik und gelangte dabei zu einem Studium auch der älteren deutschen Geschichte; galt es ja doch, für das Deutsche Reich und seine Entwicklung seit Karl dem Großen und noch weiter zurück Verständnis zu gewinnen. In diesen Bahnen war schon Dietrich von Nieheim gewandelt — namentlich Otto der Erste war sein politisches Ideal — und Nikolaus Cusanus, aus Kues an der Mosel gebürtig, Jurist und Theologe zugleich, seit 1450 Bischof von Brigen, folgte ihm nach. Die Grundsätze der historischen Kritik waren ihm geläufig — schon acht Jahre vor Lorenzo Valla verweist er die angebliche konstantinische Schenkung ins Reich der Fabel —

und Mathematik und Astronomie betrieb er in wissenschaftlichem Sinne. Seine historischen Kenntnisse dienen ihm vor Allem dazu, brauchbare Gedanken über eine Reform des Reiches und der Kirche zu entwickeln. In seinem Buche *Concordantia catholica* legte er 1433 dem Konzil zu Basel ein vollständiges politisches Reformprogramm vor, das trotz wunderlichen Vorschlägen im Einzelnen, die zum Theil noch recht mittelalterlichen Geist athmen, von hohem politischem Verständniß der Zeit zeugt. Ein ähnliches politisches Programm ist die anonym erschiene „Reformation Kaiser Siegmunds“, eine Schrift, die nicht nur die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände der Zeit gut schildert, sondern auch den Weg zeigt, wie bessere Zustände im Sinne einer sozialistisch-kommunistischen Gesellschaftsreform herbeigeführt werden könnten. Gregor von Heimburg, Jurist von Beruf, dem Nikolaus von Kues geistesverwandt, kämpfte energisch gegen die päpstliche Autorität und wies in deutsch-nationaler Interesse alle Einmischungsgelüste Fremder in heimische Angelegenheiten scharf zurück. Peter von Aulau beschenkte Deutschland im Libellus de *Cesarea monarchia* mit dem ersten systematischen deutschen Reichsstaatsrecht. Alle diese Männer waren von humanistischem Geist befeuert und trugen, wenn auch nicht als Agitatoren, dazu bei, weiteren Kreisen eine gewisse Kenntniß des Alterthumes und der deutschen Vorzeit, wenigstens auf dem Felde des Verfassungslebens, zu vermitteln.

Zum Theil in persönlichen Beziehungen zu diesen Männern standen auch die ersten deutschen philologischen Vertreter des Humanismus. Felix Hemmerlin, noch vor 1400 zu Zürich geboren, hatte seine Bildung in Italien genossen, war zu Bologna Doktor geworden und brachte seine Kenntnisse als nicht eben bedeutender Kopf in Deutschland zu Markte. In Politik und Religion vertrat er die alte Richtung, bekämpfte aber dabei hartnäckig die Verderbtheit der Geistlichen und die offenkundigen Schäden des Papstthumes. Seine Schriften, unter denen die über den Adel an erster Stelle zu nennen ist, verrathen zwar weniger klassische Bildung, aber wiederholt giebt er dem Gedanken Ausdruck, daß eine sittliche Hebung des Volkes nur durch Wiederbelebung des Alterthumes herbeizuführen sei. Der ausgburger Patrizier Siegismond Gossensbrot ist in gleicher Weise vom Werth der neuen Studien durchdrungen; und Peter Uder, der als wandernder Humanist durch die Welt zog, erklärte 1444 in Heidelberg zuerst die alten Schriftsteller, später auch zu Ulm, Erfurt und Leipzig; doch war er eben so wenig wie Samuel Rarth von Lichtenberg Charakter genug, um nachhaltig zu wirken. Auch der von seinen Zeitgenossen viel gefeierte Rudolf Agricola aus Groningen hat die Alten nur gelesen und Andere zu ihrem Studium angeregt, eigene Werke aber nicht geschaffen.

Hatte bisher immer noch die Theologie als Wissenschaft im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden, so entwickelte sich nach der Mitte des Jahrhunderts der wissenschaftliche Humanismus in engem Anschluß an die Universitäten, von denen aus durch Vermittelung der Lateinschulen auch auf die weiten Kreise der Gebildeten Etwas vom Geist der Antike überging. Die mittelalterliche Universität hatte die Artistenfakultät nur als Vorbereitung für die drei anderen Fakultätsstudien, besonders das theologische, betrachtet. Die Zahl der Hörer in der Vorbereitungsfakultät war daher immer am Größten, zumal viele nicht in eine der höheren Fakultäten eintraten, sondern, mit der Würde eines

magister bonarum artium ausgerufen, sofort in ein praktisches Amt vorrückten. Sobald nun eine intensivere Behandlung der alten lateinischen Schriftsteller im Unterrichtsplan der Hochschulen eine Stelle fand und die Zahl der Lehrgegenstände durch Einführung des Griechischen unter Erasmus von Rotterdam und des Hebräischen durch Johann Reuchlin sich vermehrte, ward es unmöglich, der Artistenfakultät noch länger die ihr gebührende selbständige Stellung vorzuenthalten. Zu den fünf Universitäten des vierzehnten Jahrhunderts waren im fünfzehnten noch Straßau (1400), Würzburg (1403), Leipzig und Rostock (1409), Löwen (1426), Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1459), Ingolstadt und Trier (1472), Tübingen und Mainz (1477) sowie Graz (1486) hinzugekommen und im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde für den Osten noch in Wittenberg (1502) und in Frankfurt a. O. (1506) zu Neugründungen geschritten. Der Streit zwischen Gossensbrot in Augsburg und Sälbner in Wien — seit 1452 — drehte sich schon um die Stellung der klassischen Studien, aber ein entscheidender Schritt vorwärts geschah erst, als unter Reuchlins Einfluß an der von Eberhart im Bart begründeten Universität Tübingen das Studium der literarum poltiores zwischen die artistische und die übrigen Fakultäten als selbständiges Glied eingeschoben wurde und Bebel und Melancthon, der von hier aus 1518 nach Wittenberg ging, das Lehramt übernahmen. Früher schon hatte man innerhalb der Artistenfakultät in Wien, wo seit 1454 Georg Feuerbach humanistische Collegia las, und in Basel, wo seit 1474 Matthias von Gengenbach besonders als Humanist angestellt war, der neuen Wissenschaft die Thore geöffnet. In Erfurt hatte Matianus Rufus den Triumph, sie einzuführen, aber in Heidelberg, Freiburg und Wien herrschte die scholastische Richtung noch in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts. In Wien gerieth seit 1512 in dem reuchlinischen Streit, dem die ergötzlichen „Briefe von Dunkelmännern“ ihre Entstehung verdanken, die scholastische Richtung — als ihr Hauptvertreter erschien Ortuin Gratius aus Deventer — mit dem Humanismus in einen scharfen Kampf, an dem die ganze gebildete Welt Theil nahm. Der Sieg dabei blieb in den Augen der Zeitgenossen durchaus den Humanisten.

Neben den schon Genannten (Reuchlin, Erasmus, Bebel, Melancthon, Matian) erscheinen als die hervorragendsten Vertreter des Humanismus Konrad Celtis, der den Plan faßte, eine geographisch-historische Beschreibung von Deutschland zu schaffen, Willibald Pirtheimer, der Freund des Kaisers Max. Jakob Vohler, der Herausgeber des Horaz, Ulrich Zasius, der Reformator der Rechtswissenschaft, Johann Hesse, der die „Ilias“ übersetzte und als eleganter lateinischer Dichter geschätzt wurde, Konrad Peutinger in Augsburg, der die nach ihm benannte römische Straßenkarte Deutschlands entdeckte. Und gleichzeitig gebiehn die exakten Wissenschaften. Schon Nikolaus von Kues hatte die Anregung zur Verbesserung des Kalenders gegeben, und der Mathematiker Regiomontanus, ein Schüler Feuerbachs, erfand das für die Orientirung zur See so wichtige Astrolabium. Martin Behaim aus Nürnberg begleitete die Portugiesen auf ihren afrikanischen Entdeckungsfahrten und begründete die deutsche Kosmographie.

Der begeistertste Anhänger der klassischen Studien war vielleicht Ulrich von Hutten, der bei seiner politischen Begabung in seinen letzten Jahren aus dem erworbenen Wissen auch die Konsequenzen zog: er allein von allen Humanisten hat ein Verständniß für die soziale Bewegung seiner Zeit entwickelt. Seine letzten

Werke sind deutsch geschrieben, da sie auf die Massen wirken sollten; aber gebrochen, weit entfernt von seinen Idealen, starb ihr Verfasser im tiefsten Elend, ohne daß die Zeitgenossen sich um ihn gekümmert hätten. In mancher Beziehung steht Sebastian Brant, Professor in Basel, ihm nah. Auch er hat die antike Bildung in sich aufgenommen, aber er selbst schreibt deutsch für die Masse. Das „Narrenschiff“ (1494), für lange Zeit die populärste Dichtung, ist keine bloße Kompilation biblischer und antiker Stellen, es ist ein Kunstwerk einheitlichen Charakters, das die humanistischen Errungenschaften in der Volkssprache mit Zeichnung individueller Charaktere widerspiegelt, wenn auch die Aufzählung der verschiedenen Arten von Narren inhaltlich weder als besonders originell noch als hervorragend wichtig gelten kann. Welche Bedeutung die Zeit dem Gedicht beimaß, geht daraus hervor, daß es sowohl Jakob Vocher als auch Johannes Badius 1507 ins Lateinische übersetzten. Brants Nachahmer, der ihm jedoch an satirischer Schärfe, Umfang des Gesichtskreises und Rücksichtslosigkeit überlegen war, ist der Franziskaner und Thomas Murner: die „Narrenbeschwörung“ und die „Schelmenzunft“ sind bedeutende Dichtungen.

Enea Silvio hatte, als er 1442 nach Deutschland an den Hof Friedrichs des Dritten kam, vergeblich versucht, den Kaiser für die humanistischen Studien zu begeistern und ihn für ihre Unterstützung zu gewinnen; und bei anderen Fürsten hatte er nicht mehr Glück gehabt. Aber trotzdem hatte er einen mittelbaren Erfolg dadurch zu verzeichnen, daß sein für Ladislaus von Ungarn bestimmtes Erziehungsbuch auf den späteren Kaiser Max, den wahrhaft humanistischen Herrscher, großen Einfluß übte. Unter den übrigen Fürsten haben Eberhart im Bort von Württemberg, der noch in späten Jahren Lateinisch lernte, Albrecht von Mainz, seit 1480 Erzbischof, der Gönnner Puttens, und der 1530 als Dompropst zu Köln gestorbene Graf von Neuenahr in mannichfacher Weise den Humanismus gefördert; aber nur Kaiser Max hat persönlich tieferen Antheil daran genommen. Er hat Dichter und Gelehrte in seinem Auftrage schaffen lassen und selbst den Plan für den „Weiskunig“ und den „Teuerdant“ entworfen, wenn er auch ihre Ausführung seinen Geheimsehreibern überließ; in beiden Dichtungen handelt es sich um die Verherrlichung von Maxens eigenen Lebensschicksalen.

So weit literarische Bestrebungen in Betracht kommen, haben einzelne Deutsche in Italien Anregung und ersten Unterricht gefunden und in der Heimath das System nach deutscher Weise weiter ausgebaut. Auf dem Gebiet der Kunst aber folgte Deutschland nicht so schnell den italienischen Vorbildern, und zwar mit Recht, denn wenigstens in den kulturell damals vollständig deutschen Niederlanden hatte die Kunst schon aus eigener Kraft sich in der Richtung entwickelt, die auch die Renaissance einschlug, nämlich der einer naturalistischen Erfassung der Außenwelt.

Schon mit dem Nahen des vierzehnten Jahrhunderts hatte sich in den Niederlanden eine reiche Kunstblüthe entfaltet, und zwar gleichzeitig mit dem Aufblühen der Städte und der städtischen Gewerbe. Daß die künstlerische Thätigkeit bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts eine reiche gewesen sein muß, lehren uns nicht nur die spärlichen Reste, die aus jener Zeit erhalten sind, sondern lehrt viel deutlicher der Umstand, daß sich bereits im Jahre 1337 Maler und Bildhauer in Gent zu einer Gilde, der ersten ihrer Art, zusammenschlossen. Bald folgten Tournai, Brügge, Löwen dem gegebenen Beispiel; und auch die Ver-

treter anderer halbkünstlerischer Handwerke, wie Goldschmiede und Teppichweber, gliederten sich der Genossenschaft der Maler und Bildhauer an. Im letzten Drittel des Jahrhunderts tritt bereits die künstlerische Individualität einzelner Meister hervor und es mangelt nicht an persönlichen, die Grenzen des Mittelalterlichen durchbrechenden Zügen in ihren Werken. Aber das Moderne in der niederländischen Kunst beginnt erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert; es wird erhebt durch die leuchtenden Namen der Brüder Hubert und Jan van Eyck.

Man hat ihnen früher die Erfindung der Oelmalerei zugeschrieben, doch nicht mit Recht, wie sich herausgestellt hat. Aber wenn sie die Oelmalerei nicht nur, wie sie es wirklich gethan, zu einer sehr großen Vollkommenheit emporgeführt, sondern sie wirklich erfunden hätten, so wäre Das doch nur der kleinere Theil ihres Ruhmes, denn der größere besteht darin, daß in ihrer Kunst alle der Zeit zu Gebote stehenden Kulturelemente benutzt, daß ihre Werke modern sind. Es spiegelt sich in ihnen ein unendlich größerer Lebenskreis ab als in den Schöpfungen ihrer Vorgänger: für den mittelalterlichen Maler hatte das ihn umgebende Leben nicht oder doch nur in sehr beschränktem Sinne existirt; die van Eyck aber schöpfen aus ihm die wichtigsten Anregungen, sie sehen jede Blume, jedes Hausgeräth, jedes Gewand und jeden Sonnenstrahl mit Liebe an und geben das Gesehene mit dem Pinsel wieder. Für sie ist die Landschaft — und Das unterscheidet sie ganz besonders von den Früheren — kein Fremdes, kein Ding für sich, sondern ein nothwendig in den allgemeinen Zusammenhang Gehörendes. Der Begriff der Luftperspektive wird von ihnen zum ersten Male erkannt; und namentlich Jan, der jüngere und bedeutendere der beiden Brüder, weiß auch das Innere der Personen künstlerisch zu erschließen. Von dieser Kunst, Charaktere zu ergründen und darzustellen, geben namentlich seine Bildnisse Zeugniß; aber die Krone seiner Schöpfungen ist der genter Altar, der nicht nur relativ ein Hauptwerk der Malerei aller Zeiten und Völker darstellt. So sehr sich auch die späteren Künstler in Temperament und Ausdrucksmitteln von einander unterscheiden: im Grunde ist doch die Maler i Aller auf van Eyck zurückzuführen.

Fast noch früher als die Malerei war die niederländische Plastik auf den Höhepunkt der Entwicklung gelangt. Das Hauptwerk, der Mosesbrunnen, der, ähnlich wie der genter Altar, über alles Frühere weit hinausgeht, ist die Arbeit eines niederländischen Künstlers, des Klaus Sluter. Er entstand nicht auf niederländischem Boden, sondern in Dijon, der Residenz der burgundischen Herzöge, um das Jahr 1399 und bildet noch heute eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. An Lebendigkeit der Auffassung wie an Eindringlichkeit der Charakteristik steht er fast vereinsamt da und zeigt eben dadurch recht deutlich, wie das künstlerisch bereits Mögliche dennoch thatsächlich noch auf lange Zeit hinaus ohne Nachahmung bleiben kann.

Die niederländische Kunst des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ist ihrem innersten Wesen nach deutsch und entspricht dem modernsten Geistesleben, das die Zeit kennt. Deshalb ist auch vor 1500 kaum ein nennenswerthter Einfluß der Renaissance im deutschen Kunstleben zu verzeichnen. Der erste größere Renaissancebau, der Siliansthurm zu Weinsberg, wurde erst 1513 begonnen und 1519 vollendet. In der Malerei treten deutliche Spuren italienischer Einwirkung zuerst beim älteren Hans Holbein zu Augsburg hervor; und in Nord-

deutschland werden sie erst kurz vor 1550 bemerkbar. Oberdeutschland hatte aus eigener Kraft gerade so wie die Niederlande sich in Martin Schongauer einen eigenen Künstler geschaffen; er war Maler und Kupferstecher zugleich und Vorläufer Albrechts Dürer. Dürer ist der Mann, in dem als einer voll individualistischen Persönlichkeit ein gutes Theil geistiger Kultur der Zeit sich widerspiegelt. Er war humanistisch gebildet, stand besonders mit Willibald Pirckheimer in sehr engem Verkehr, hatte Italien gesehen und dort künstlerische Einbrüche empfangen, die wenigstens für eine Epoche seines Schaffens ausschlaggebend waren. Große Theile Deutschlands hat er bereist und ward als gereister Mann begeisteter Anhänger Luthers. Als Künstler übte er den Holzschnitt und Kupferstich. Die große Holzschnittfolge der Apokalypse ist seine erste gewaltige Leistung und „Die vier Apostel“ schließen zeitlich und sachlich seine Thätigkeit ab. In der Plastik nahm die Entwicklung eine ähnliche Richtung: Veit Stoss suchte meist in Holz, Adam Krafft in Stein und Peter Vischer, den man etwa als Dürer vergleichbar, vielleicht als sein Gegenbild bezeichnen kann, in Erz sein künstlerisches Ideal darzustellen. Vischers herrlichste Schöpfung ist das Sebaldusgrabmal zu Rürnberg; nach dreizehnjähriger Arbeit, an der sich fünf Söhne Vischers beteiligten, wurde es 1519 vollendet und schon sind italienische Einflüsse an diesem herrlichsten Product deutscher Erzsilbnerlei bemerkbar. Das Grabmal des Kaisers Max in der Hofkirche zu Innsbruck, nach des Herrschers eigener Idee entworfen, hat die hervorragendsten deutschen Erzgießer beschäftigt; schon 1509 ist es in Arbeit, aber erst 1583 ward es vollendet. Auf einem kolossalen Marmorarkophag ist der Kaiser kniend dargestellt und achtundzwanzig Bronzestatuen, Vorfahren und Zeitgenossen von ihm vorführend, als Leidtragende gedacht, stehen um ihn herum. Die Bilder König Arturs von England und des Ostgotenkönigs Theoderich gelten auch als Vischers Werke und zeigen seine Fähigkeit, Riesenstatuen zu bilden.

Vischer ist auf dem Felde der Plastik der letzte deutsche Künstler. Nach ihm bildet sich unter überhandnehmender Einwirkung des Renaissancegeistes ein Kunsthandwerk aus und erst dadurch kommt das deutsche Volk als Masse mit der Renaissance in Berührung. Die selben wohlhabenden Bürgerkreise, die den Lehren Luthers begeistert zustimmten, waren die ersten Abnehmer für die Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, die das deutsche Haus gemüthlicher und wohlicher gestalten halfen. Und nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als mit dem wirtschaftlichen und politischen Niedergang der Städte die Wohlhabenheit der Bürger abnahm, konnte auch das Kunsthandwerk weiterhin nur kümmerlich sein Dasein fristen. Der frische Zug, der seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Geister belebte und in der Reformationbewegung des sechzehnten das geistige Interesse in eine ganz bestimmte Richtung lenkte, ließ dann nach: die großen Anläufe, die ganz Deutschland genommen hatte, blieben ohne Erfolg; nur an einigen Stellen, vor Allen in den Niederlanden, die nun nicht mehr zum Deutschen Reiche gehörten, entsprach der Aufschwung einigermaßen den viel verheißenden Anfängen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Leipzig.

Dr. Ermin Tille.





## Selbstanzeigen.

Kennt die Bibel das Jenseits? Und woher stammt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an Hölle, Fegefeuer (Zwischenzustand) und Himmel? Verlag von E. Reinhardt, Verlagsbuchhandlung, Maximiliansplatz 3, München, 1900. Preis geheftet 2,50 Mark.

Die Frage: Kennt die Bibel das Jenseits u. s. w.? klingt so paradox, daß Mancher geneigt sein wird, an dem gesunden Menschenverstande des Fragestellers zu zweifeln. Und doch muß die Frage, namentlich in unserer Zeit, wo Millionen durch die Jenseitigkeit des kirchlich überlieferten Christenthumes an aller Religion irre geworden sind, aufgeworfen und vorurtheillos untersucht werden, wenn das wahre Christenthum noch ferner ein ausschlaggebender Faktor im realen Leben der Menschheit bleiben soll. Einer Religion, die uns ausschließlich oder hauptsächlich auf ein abstraktes Jenseits verweist und dem wirklichen, diesseitigen Leben keinen selbständigen Endzweck giebt, entgleitet schließlich das Leben aus den Händen.

Daß die Israeliten des Alten Testaments Monisten waren und den Zweck ihres Daseins und die Gotterherrschschaft durchaus auf dem Boden der realen Welt oder „im Lande der Lebendigen“ suchten, wird vom Fachgelehrten kaum noch bestritten. Anders lautet das allgemeine Urtheil jedoch in Bezug auf das Neue Testament. Da hält man die heidnisch-dualistische Jenseitigkeit des kirchlich überlieferten Christenthumes für identisch mit dem Christenthum und der Religion selbst.

Ich weise nun auf Grund der hebräischen und griechischen Urtexte und aus den unzweifelhaften Ergebnissen der neuesten Forschungen nach, daß Christus und die Apostel eben so wenig wie die alttestamentlichen Propheten Etwas von einem Jenseits im Lobe, der angeblichen Unsterblichkeit der Seele, einer Hölle im Totenreich, einem Fegefeuer (Zwischenzustand) und dem heidnischen Götterhimmel wußten. Wie schon der Name „Christenthum“ bezeugt, ist die neutestamentliche Religion aus dem national-jüdischen Messiasglauben herausgewachsen. Wie dieser, so weiß auch das ganze Neue Testament nur von einer zukünftigen Gotterherrschschaft durch den wiedergekommenen Messias, von einem zukünftigen Gericht und einem ewigen Leben der leiblich auferstandenen oder verklärten Menschheit zu reden. Der durchaus heidnische, besonders in Egypten und Indien heimische Jenseitigkeitwahn und die platonische Ideologie sind der ganzen Bibel noch fremd und wurden, wie die Kirchengeschichte beweist, erst in der nachapostolischen Zeit, namentlich durch die alexandrinische Schule und die Orthodogrie der angeblich „christlichen Kirchenlehre“ untergeschoben. Dieser „Abfall“ von dem ursprünglichen Christenthum (Messiasglauben) war nicht zufällig, sondern mit unausweichlicher Nothwendigkeit in den geschichtlichen Verhältnissen der vom lebendigen Gott abgefallenen Menschheit bedingt, wie denn ja auch Christus und die Apostel diesen Abfall wiederholt und ganz bestimmt vorausgesagt haben (Matth. 24, 15 f.; Luk. 21, 24; 2. Thess. 2, 2 f.).

In der Rückkehr und konsequenten Geltendmachung der biblischen Diesseitigkeit und Zukünftigkeit der wahren Gotterherrschschaft sehe ich ein neues reformatorisches Lebensprinzip, dem gegenüber die Glaubensgerechtigkeit des sechzehnten Jahrhunderts als untergeordnet und nebensächlich erscheint. Soll Gott allein

durch Christum die ganze diesseitige Welt, das ganze reale Leben, beherrschen, dann müssen alle usurpirten menschlichen Autoritäten fallen und an die Stelle menschlicher Willkür und kirchlicher Ueberlieferung müssen die ewigen Natur- und Geistesgesetze Gottes treten. Staat und Kirche verschwinden damit im diesseitigen Reich Gottes; es kommt zur einer Herde unter einem Hirten oder zur internationalen und idealen Sozialdemokratie, wo jede Herrschaft zuletzt aufhört, weil Gott „Alles in Allen und in Allem“ (1. Cor. 15, 24, 28) wird.

Basel.

E. Reinhardt.

**Das lachende Schlesien.** Fröhliche Weisen schlesischer Dichter, ein Buch für Freunde guten Humors. Als Vortragsgedichte gesammelt. Verlag Arthur Bergmann, Breslau. Broch 1,75 Mark, elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark. — 220 Seiten stark. —

Von Christian Günther bis auf die Gegenwart, also für die letzten zweihundert Jahre, habe ich sorgfältig geprüft, was in Schlesien an humoristischen Versen entstanden ist. Zwar: auf Vollständigkeit erhebe ich keinen Anspruch; aber das Bild, das diese Sammlung giebt, ist annähernd getreu; und wo Lücken vorhanden sind, wird der Leser sie leicht selbst ausfüllen können. Einige siebenzig Dichter sind mit ausgewählten hochdeutschen und mundartlichen Gedichten vertreten. Mancher schlesische Poet ist der Vergessenheit entrissen und manches Gedicht hervorgehoben, dem dauernde Lebenskraft innewohnt. Die mundartlichen Gedichte gestatten einen interessanten Einblick in die Verschiedenartigkeit des schlesischen Dialektes. Kurze Biographien geben über Leben und Schaffen der in das Buch aufgenommenen Autoren Auskunft.

Breslau.

Alfred Zeige.

**Drei Dramen.** (1. Das alte Lied. 2. Ignaz Kolonko. 3. Ein Wahnsinniger.) Der gesammelten Schriften erster Band. Verlag von Max Simson, Charlottenburg, 1900.

Es ist ein stolzer Plan, schon in jungen Jahren die eigenen Schriften zu sammeln. Ich begann mit meinen Dramen. Vielleicht erlebe ich noch, daß das eine oder andere zur Aufführung gelangt, wenigstens bei einer Freien oder Sezession-Bühne. „Ich kann warten“. Ernst Ewert.

**Die Buren.** Roman von Eugène Morels. Leipzig, Karl Reifner.

Wie dieses Kulturbild bereits zwei Jahre vor dem Kriege entstanden ist, so war auch der Beweggrund meiner Uebersetzung keineswegs nur die „Aktualität“ des Gegenstandes. Vielmehr betrachte ich sie als Gelegenheit, den Verfasser verschiedener hervorragender sozialer Werke — besonders von „Terre Promise“ (spielt im Arbeiterstand) und „La Rouille du Sabre“ (spielt in französischen Militärkreisen) — dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Der kleine Roman

erfüllt vielleicht nicht die Erwartungen der Leute, die gewohnt sind, im Stil der General-Anzeiger und der Extrablätter jede politische „Heß“ mitzumachen und dabei kritiklos im Strom der allgemeinen Begeisterung zu schwimmen. Er zeigt uns zwei große Prinzipien im Kampfe: die moderne Kultur und ihren „Fortschritt“ gegenüber dem religiös gefärbten Volkskonservatismus, der Selbstgenügsamkeit des Lebens in einem gewissen „natürlichen“ Urzustande. Die Wahl — wenn es bei ästhetischen Gegensätzen eine Wahl geben muß — steht also dem Leser frei. Und sie wird ihm nicht leicht werden.

Dresden.

Hermann Häfker.

**Italische Städtefagen und Legenden.** Leipzig, Verlag von Wihl Friedrich.

„Wie es neben der Gelehrtensprache eine Vulgärsprache giebt, so läuft neben der Geschichtsschreibung die Uebersetzung einher, jene ein Spiegelbild der Ereignisse nach oben, diese ihr Spiegelbild nach unten. Die eine vervollständigt die andere.“ Ein solches Spiegelbild der Ereignisse der klassischen Welt nach unten will das kleine Buch geben, das eine Reihe von Sagen und Legenden, wie sie die mündliche, zum Theil wohl auch von oben herab — Das heißt: von der Geschichtsschreibung — beeinflusste Volksüberlieferung weitergestaltet hat. Sie sollten sich, nach meiner Absicht, trotz der dem Schriftchen zu Grunde liegenden gelehrten Arbeit und trotz bibliographischen Noten, die ich in die Einleitungen verwies, wie von einem mittelalterlichen Klosterbruder, der nicht allzu hoch über dem Volksniveau seiner Zeit stand, geschrieben lesen lassen.

Ihr Inhalt ist oft höchst bizarr und von einem lustigen Anachronismus. Christliches und Heidnisches tanzt vergnüglich durcheinander. Mythologische Personen gehen in die Messe, die hehre Aphrodite plagt als Wollustensfein christliche Edelleute, Nero gebiert eine Kröte, ein englischer Zauberer narrt den Kaiser Pontian und hext das ganze römische Reich in Grund und Boden, Noah und sein Sohn Jonus erbauen die Stadt Janikulum und der Heilige Petrus kämpft in einem Zauberduell mit Simon Magus, den er natürlich glänzend besiegt. Der scheinbar kritiklos zusammengewürfelte Wirrwarr ist wohl überlegt und auf mittelalterliche Fundamente gebaut.

Was die Sprache der Erzählungen betrifft, so habe ich mir alle Mühe gegeben, den harmlosen Ton, den zum Beispiel eine gute Uebersetzung der „Gesta Romanorum“ giebt, zu treffen, eine Form, die eben so weit von Gelehrtenpedanterie wie von übertrieben kindlichem, falsch-naivem Tone entfernt ist.

Wie in den bildlichen Darstellungen antiker Stoffe in der Renaissance und Vorrenaissance der Künstler seine Formwürfe im Geist und Gewand seiner Zeit, in der Landschaft und zeitgenössischen Architektur seines Landes darstellte, so behandelte ich in den „Italischen Städtefagen und Legenden“ meine Stoffe. Ich gab mir Mühe sie aus dem naiven Volksbewußtsein des Mittelalters heraus darzustellen, unbekümmert um frühere oder spätere Forschung und Kritik, etwa wie Darstellungen historischen oder mythologischen Inhaltes von Meistern des Quattro- oder Cinquecento gemalt, wie die Bilder des Benozzo Gozzoli.

Rom.

E. Wälscher-Becchi.

**Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Zwei Trauerspiele.** Berlin, Verlag von Johann Sassenbach.

Ich habe in diesen beiden Einaktern den Versuch gemacht, den deutschen Naturalismus weiterzubilden, so, daß wichtigere Probleme gelöst werden können, ohne daß man doch seine Errungenschaften gänzlich aufgibt und von einer konstruirten Psychologie ausgeht. Der deutsche Naturalismus, der nur im Drama einen Ausdruck gefunden hat, bedeutet den möglichst engen Anschluß des Dialogs an die Naturwahrheit und damit, da die Psychologie der Handelnden nie durch die vieldeutige Handlung gegeben werden kann, eine wahrere Psychologie. Die Wahrheit und Einfachheit der Natur sind immer die letzten Grundlagen einer bedeutungsvollen Kunst gewesen; und es ist für uns ein großes Glück, daß wir sie durch den Naturalismus zurückerhalten haben. Nur zieht er zu enge Grenzen für die möglichen Aufgaben: in der ausgebildeten Form ist er nur brauchbar für das Lustspiel; tragische Probleme sind für ihn unmöglich, da er im Ernst nie aus der Banalität herauskommen kann. So merkwürdig es uns scheint, die wir in den sogenannten modernen Anschauungen aufgewachsen sind: Alles, was dem Leben Werth und Bedeutung giebt, liegt nicht in ihm, sondern muß erst in es hineingelegt werden. In dem ersten der beiden Stücke versuchte ich nun, so vorzugehen, daß ich möglichst den einfachen und gewöhnlichen Lebensausdruck beibehielt, aber die Worte gewissermaßen als Symbol gebrauchte, die für die Handelnden viel wichtigere Dinge bedeuten, als sie direkt sagen. Das ist nicht „Symbolismus“ in der Art Maeterlincks, wo das Werk für den Zuschauer eine symbolische Bedeutung haben soll, was meiner Meinung nach nur in der Lyrik berechtigt war. Praktisch ist das Resultat, daß die wesentlichen Dinge der Stücke zwischen den Zeilen vorgehen und für den Unaufmerksamen nur eine Reihe von Gesprächen vorhanden ist, die sich in einem weiten Kreis um etwas Unausgesprochenes bewegen. Es ist mir klar geworden, daß diese Art zu hohe Ansprüche an Darsteller und Zuhörer stellt. Ich hatte das Glück, die Hasprollen durch Fräulein Dumont und Herrn Christians verkörpert zu sehen, die in der wundervollsten Weise dieses ohne Form zwischen ihnen Bitterende zum Ausdruck brachten, aber diese Begabung ist so selten und geht so sehr über das gewöhnliche schauspielerische Können auch der Ersten hinaus, daß damit nicht als mit einem regelmäßigen Faktor zu rechnen ist, namentlich heute nicht, wo es fast keine Sprecher mehr unter den Schauspielern giebt. In dem zweiten Stück habe ich stärker von dem gewöhnlichen Lebensausdruck abstrahirt und, indem ich den Repliken eine allgemeine Bedeutung gab, sie gleichzeitig direkter gemacht: die Verhüllung — im ersten Drama — durch das Leben ist hier durch ein Nachdenken über das Leben ersetzt. Die Wirkung dieses Experimentes konnte ich noch nicht erproben. Ich weiß wohl, daß mit den beiden kleinen Stücken wenig geschaffen ist; aber ich bin stolz darauf, daß sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege gefunden sind: sie sind das Resultat eines selbständigen Suchens.

Friedenau.

Dr. Paul Ernst.



## Notizbuch.

Zwei Depeschen des Deutschen Kaisers sind in der vorigen Woche veröffentlicht worden. In der ersten, die an den Oberbürgermeister von Aöln gerichtet war, verkündete der Kaiser, er werde im Frühling nach Aöln zwei Torpedoboote schicken, die „einen Gruß vom Meer“ bringen sollen und deren Mannschaft er der Gastlichkeit der Rheinländer empfehle. Die zweite war an den aachener Karls-Verein adressiert, der sich die Ausschmückung des Münsters zur Aufgabe gemacht hat, und lautete: „Professor Schaper hat mir sein Modell und die Kartons gezeigt, welche für die Ausschmückung der alten Ordnungskirche Karls bestimmt sind. Selbst ein unermüdblicher Forscher auf dem Gebiete der romanischen und byzantinischen Mosaikunst, bin ich auf das Freudigste überrascht gewesen von der großartigen und stilgerechten Auffassung sowie von der Korrektheit der Linienführung und harmonischen Gesamtwirkung, welche das Modell so trefflich veranschaulicht. Die Wiederherstellung nach dem vorgelegten Entwurfe ist wahrlich im Geiste Karls des Großen aufgefaßt und seiner würdig. Ich beglückwünsche den Karls-Verein dazu.“

\* \* \*

Ein akademischer Lehrer schreibt an den Herausgeber:

In einer deutschen Ausgabe des Don Quixote aus den vierziger Jahren des angeblich beendeten neunzehnten Säkulums, zu der Heinrich Heine die Vorrede schrieb und die mit Tony Johannots genialen Illustrationen geschmückt ist, findet man eine sehr „aktuelle“ Fußnote. Cervantes sagt von dem Pfarrer: Er galt in seiner Gemeinde für einen gelehrten Mann, denn er war Licentiat von Salamanca. Der Herausgeber besorgte, daß dieser Witz dem deutschen Leser unverständlich bleibe, und machte vorsorglich die Anmerkung: „Das ist, als ob man in Deutschland sagen würde: Er hat seinen Doktor in Gießen oder Erlangen gemacht.“ Das war vor sechzig Jahren. Wenn es wie bisher weitergeht, dann wird ein Herausgeber des Don Quixote im Jahre 1940 die Anmerkung etwa so fassen können: „Das ist, als ob man von Jemandem sagte: Er hat in Deutschland seinen Doktor gemacht.“ Konservative Professoren haben sich unnötig über den „Dr. Ing.“ erregt, der, wenn für seine Verleihung wirklich die verkündeten strengen Bedingungen maßgebend bleiben, doch immerhin eine sehr respectable wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Warum hat man sich nicht in der eigenen Stube umgesehen und die Universitätswürden, vor Allem den „Dr. phil.“ einmal unter die Lupe genommen? Vor Kurzem noch kam an vielen Universitäten, z. B. in Erlangen, der Fall vor, daß junge Leute, die vorzeitig die Schule verlassen und sich — *fauts de mieux* — der Zahnheilkunde gewidmet hatten, nach Absolvierung des zahnärztlichen Exams noch drei Semester an eine kleine botanische oder mineralogische Arbeit wandten und so im siebenten Semester ihres Gesamtstudiums, geziert mit dem „Blumendoktorhut“, die Hochschule verließen; oder daß Volksschullehrer mit der gewöhnlichen Seminarbildung, ohne jemals Hochschulstudien getrieben zu haben, auf Grund irgend einer musikgeschichtlichen Abhandlung promovierten. Und nun geht gar noch die Nachricht durch die Presse, an die preußischen medizinischen Fakultäten sei das Ansinnen gerichtet worden, einen eigenen Doktorgrad für Zahnärzte zu schaffen.

Der ideale Zustand wäre offenbar, wenn in allen Fakultäten der Dokortitel nur für ausgezeichnete wissenschaftliche Leistungen verliehen würde; seine Inhaber

wären dann wirklich, was der Name sagt: Gelehrte. Da Das aber aus praktischen Gründen vorläufig nicht durchführbar ist, so müssen leichtere Bedingungen zugestanden werden. Jedenfalls aber wird man eine abgeschlossene wissenschaftliche Fachausbildung fordern dürfen und müssen. Die medizinischen Fakultäten lassen neuerdings in wohlwollender Absicht nur approbirte Aerzte zur Promotion zu; wie steht es dagegen mit dem „Dr. phil.“, wenn man ihn unter dem Kriterium der abgeschlossenen wissenschaftlichen Bildung prüft? So weit es sich um die eben erwähnten Promotionen von Zahnärzten handelt, ist die Antwort sehr einfach. Da sind junge Leute, die, der reichsgesetzlichen Vorschrift entsprechend, drei Semester der Zahnheilkunde beflissen waren. Sie haben ein Bißchen Anatomie gelernt, im Wesentlichen die Anatomie des Ober- und Unterkiefers, haben einige physiologische, einige pathologische Begriffe aufgenommen und im Uebrigen sich mit ihrer Technik beschäftigt. Wenn man sich anheißig macht, einem Durchschnittsmenschen von siebenzehn Jahren in zwei Monaten — abgesehen von der Technik — die vom Zahnarzt geforderte „wissenschaftliche“ Bildung beizubringen, so schätzt man diese Bildung etwas zu hoch ein. Der Mann wird also nach drei Semestern approbirter Zahnarzt. Gut. Ob er überhaupt auf die Universität, ob er nicht besser auf eine Fachschule gehört, bleibe hier unerdetet. Nun kommt der approbirte Zahnarzt, der nicht mit dem Mikroskop sehen gelernt, von Chemie und Physik sehr vage Vorstellungen hat, und will „Dr. phil.“ werden. Warum? Nicht Jeder braucht zu denken, wie Einer dachte: „Das kostet den Schwiegervater 30000 Mark mehr“; man will den Titel für die Visitenkarte und das Thürschild. Dazu sollte eine akademische Würde doch zu gut sein. Will man sie aber schon zu diesem Zweck verkaufen, so verkaufe man sie so theuer wie möglich, und zwar nicht für Geld, sondern für Leistungen. Es ist ein Unsinn, solchen Leuten nach sieben Semestern, die drei „Zahnsemester“ eingerechnet, die Möglichkeit der Promotion zu geben, während der ernste und wirkliche Fachmann um diese Zeit erst das selbständige Arbeiten beginnt. . . Hat diese „Doktorfrage“ nur akademisches Interesse? Ich glaube: Nein. Die Titelsucht, diese spezifisch deutsche Erscheinung, hängt eng mit der Schutzmannsauffassung vom Wesen des Staates zusammen. Mister Brown gilt Etwas, wenn er nur ein Gentleman ist; Herr Michel Meyer gilt Etwas, wenn er „staatlich gewappelt ist“, um ein münchener Wort zu gebrauchen. Man lacht über den „Lieutenant d. R. und Referendar.“ Der „Dr. phil.“ auf dem Schild eines Zahnarztes ist nicht weniger lächerlich.

Unter dem Kohlenmangel, der in Deutschland so unangenehm fühlbar ist, leiden natürlich auch die Oesterreicher. Eine alte österreichische Sitte will, daß in solchen Fällen eine Expertenkonferenz einberufen wird. So geschah es auch diesmal. Und bei dieser Gelegenheit enthüllte ein großer Kohlenproduzent, Herr von Gutmann, sehr merkwürdige, auch für uns recht interessante Dinge. Nach dem Bericht der Neuen Freien Presse sagte er, die ober-schlesische Kohle sei in diesem Jahr noch beträchtlich theurer als die böhmische, und fügte hinzu: „Der Verkauf der ober-schlesischen Kohle mit einer Produktion von 250 Millionen Metercentnern befindet sich in Deutschland in den Händen zweier großen Kommissionshäuser, der Firmen Wollheim (Kommerzienrath Arnhold) und Frey Friedländer in Berlin.“ Es wäre hübsch, wenn man über diese Verhältnisse Näheres erfahren könnte. Gegen die Herren Krupp und von Stumm wurde der Schimpfworte Rucher gecoert, weil sie sich angeblich in das Wo-

napol der Panzerplattenlieferung theilen sollen. Das Monopol für den Verkauf ober-schlesischer Kohle dürfte kaum als eine harmlosere Sache anzusehen sein.

Einen allerliebsten Aprilscherz hat ein Redakteur der Königlich-Volkszeitung gemacht. Er veröffentlichte den Wortlaut einer angeblichen Unterredung mit dem Centrumsabgeordneten Koeren, der sich über alle möglichen modernen und modernsten Dichter höchst ungünstig ausgesprochen haben sollte. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für die liberale Presse, die aus Herrn Koeren längst einen Kinderstubeppopling gemacht hat. Seht her, riefen entrüstet die Unentwegten: der Mann, der solche Gemeinlästerungen von sich zu geben wagt, ist es, der unsere deutsche, unsere gangmoderne Kunst knebeln will! Die Freude währte nicht lange. Als der Tag der Aprilscherze vorüber war, erklärte der Redakteur, er habe mit Herrn Koeren gar nicht gesprochen und die Sätze, die er den Abgeordneten sagen ließ, seien sämmtlich von mehr oder minder liberalen, sicher aber nicht römisch frommen Schriftstellern niedergeschrieben worden. Der Wahrheitsbeweis gelang vollkommen. Der Mann, dem der gute Spaß einfiel, sollte einmal recht aufmerksam nachlesen, was in den liberalsten Zeitungen während der Jahre 1889, 90 und 91 über die „neue Richtung“ gedruckt worden ist. Da könnte er noch brauchbareres Material zur Beleuchtung der heute Entrüsteten finden. Das Weiter: gegen die „topromanische“ Literatur war damals an der Tagesordnung, Herr Nordau nannte Zola, den inzwischen heilig gesprochenen, einen schmutzflüchtigen Karren und schrieb zwei dicke Bände über die „Entartung“ der modernen Künstler; und selbst Paul Heyse sprach also von den Naturalisten:

Sie konnten im Unsitlichen  
Nicht Feder sich erdreisten;  
Nur im Unappetitlichen  
Blieb Großes noch zu leisten.  
Die Muse wandelt in stolzer Ruh'  
Vorbei und hält sich die Nase zu.

Jetzt ist Heyse Ehrenpräsident des Goethe-Bundes, dem all die einst so empörrten Wächter bourgeoisier Sittlichkeit angehören. . . Uebrigens, da wir doch wieder in die Nähe der Lox Heinge gerathen sind: die neulich hier schon erwähnte Reichsgerichtsen:scheidung ist jetzt in den Tageszeitungen veröffentlicht worden und selbst die ungläubigsten Leser haben erfahren, daß der angeblich unerhört neue und unerhört behnbare Begriff „Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühles“ seit Jahren als Grundlage der Rechtsprechung dient und daß die Reichsrichter sogar ausdrücklich von dem Vorderrichter verlangen, er solle „ein normales Maß, eine gewisse Mittelinie“ des Schamgefühles finden. Wer diese Entscheidung liest, Der wird die Komik des Künstlerkrieges gegen die Lox endlich vielleicht würdigen lernen.

In Berlin hielt neulich der Deutsche Handelstag seine Jahresversammlung ab. Naive Gemüther hatten geglaubt, bei solchem Anlaß, der die Vertreter der wichtigsten Handelscentren vereint, werde auch der preussische Handelsminister zu erscheinen geruhen. Sie hatten die Rechnung ohne Herrn Brafeld gemacht. Dieser bureaukratischste aller Bureaukraten dient dem Staat auf seine besondere Weise. Er läßt, wenn das Gemeinwohl es ihm zu fordern scheint, einen Zustand fortbauern, den er selbst für ungefährlich hält — siehe Produktenbörse —, und er ist so sehr Staats-

minister und, als Staatsminister, so sehr um die Wahrung seiner Unparteilichkeit bemüht, daß er sich nicht entschließen kann, den Beratungen einer Interessentengruppe beizuwohnen. Das erzählte er den staunenden Gästen beim Festmahl, zu dem er gekommen war; und dann hielt er eine schöne Rede, in der er vor drohenden Gefahren warnte. Der Chauvinismus sei schlimm, sagte er, der Panlavismus noch schlimmer und am Allerschlimmsten der Imperialismus, der „neuerdings hervortrete.“ Herr Brafeld wird gewiß verblüfft sein, wenn er hört, daß der Imperialismus schon zu d'Israel's Zeiten recht deutlich „hervortrat“. Oder sollte der Handelsminister die dem Handel vom deutschen Imperialismus drohenden Gefahren meinen?

Herr von Boetticher, der früher den Handelstag zu begrüßen pflegte, macht sich auch jetzt noch nicht so rar wie des preussischen Handelsministers staubgraue Exzellenz. Namentlich, wenn es was zu feiern giebt, ist der Oberpräsident der Provinz Sachsen stets prompt zur Stelle, — vielleicht, um den berliner Weibern zu zeigen: *petit bonhomme vit encore*. Keulich wurde Herr Anton von Werner gefeiert, der technisch geschickte Maler gut sitzender Uniformröcke und Militärstiefel. An der Festtafel, neben dem Helden des Tages, saß Herr von Boetticher. Zuerst erhob er sich zum Trinkspruch auf den Kaiser, der „eine neue große Blüthezeit deutscher Kunst herbeiführe“. Dann erhob er sich abermals und erzählte, wie glücklich er sei, als einfacher „Kunstkonsument“ zwischen „zwei großen Repräsentanten echter, hoher Kunst“ sitzen zu dürfen. Damit meinte er erstens Menzel, zweitens Herrn Anton von Werner, den die Mäusen wie einen Kajernenhof meiden. Leider hatte der Momentphotograph der „Woche“ sein weltgeschichtliches Werk schon vorher vollbracht; Menzels Gnomen-gesicht muß während des Oberpräsidententostes sehr lustig anzusehen gewesen sein. Eigentlich ist's ein Jammer, daß Herr von Boetticher uns entrißen ward. Was er kann, kriegt von den Epigonen kein Einziger fertig.

Auf den Prinzen von Wales ist am vierten April in Brüssel geschossen worden. Der Prinz blieb unverletzt, der Schülze, ein Knabe von kaum sechzehn Jahren, wurde verhaftet. Diese Thatfachen stehen fest. Damitaber ist das Thatfachenmaterial auch erschöpft, — war es wenigstens bis zum neunten April erschöpft. Der Junge hat aus nächster Nähe zweimal auf den Prinzen geschossen, der in seinem Salonwagen saß. Trotzdem wurde fünf Tage lang weder eine Kugel noch eine Kugelspur gefunden. Endlich hieß es, im Salonwagen sei eine Kugel gefunden worden; wenn die löbliche Polizei noch länger sucht, findet sie gewiß auch die zweite. Daß die Sache in den Zeitungen aufgräuscht und weitschweifig die Frage erörtert wird, ob der verhaftete Bengel Anarchist oder Sozialdemokrat ist, kann Dem nicht in Erstaunen setzen, der die Gewohnheiten und Bedürfnisse der Presse kennt. Recht vernünftig benahm sich der Prinz von Wales selbst. Er fragte unmittelbar nach der Schießerei lachend, ob die Pistole denn geladen gewesen sei. Der Wahnbeamte, der die Frage so sicher bejahte, war vielleicht unvorsichtig. Jedenfalls ist die alberne Erbärmlichkeit nicht der Rede werth. Wenn der Lämmel — der Sipido heißt, eigentlich aber Insipido heißen sollte — überhaupt zu politischem Bewußtsein erwacht ist, dann kann er nur ein bis zum Fanatismus eifriger Monarchist und Anglophile sein. Denn die Feinde Englands vereinen sich den Wegnern der monarchischen Staatsform täglich zu dem Gebet, dem Prinzen von Wales möge einst auf dem britischen Thron ein langes Leben, ein langes Wirken als Führer des Volkes beschieden sein.